

Seite
189
349
19
5
7
594
365
108

Dahheim



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen. Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XIV. Jahrgang. Ausgegeben am 6. Oktober 1877. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1877 bis dahin 1878. 1878. N^o 1.

Unser Graf.

Nachdruck verboten.
Ges. v. 11. / VI. 70.

Eine Erzählung von Theodor Hermann Pantenius.

I.

„Du hast recht,“ sagte die Baronin, „Du mußt jährlich mindestens viertausend Rubel gewinnen.“

Der Graf neigte den Kopf ein wenig auf die rechte Seite und zog die Schultern heraus, als ob er sagen wollte: ich bin durchaus bescheiden, aber ich glaube auch, daß ich recht habe; die Gräfin sah einen Augenblick von ihrer Handarbeit auf und warf ihrem Mann einen dankbaren Blick zu; der Baron blickte nach wie vor auf den Holzschnitt, den er in der Hand hielt.

„Die Geldfrage,“ begann der Graf nach einer kurzen Pause wieder, „wird ebenfalls keinerlei Schwierigkeiten machen. Ich kann, wie mir der alte Hohenthal sagte, auf Notenhof, sobald ich will, vierzigtausend Rubel erhalten, ich werde aber mit der Hälfte der Summe auskommen.“

Die Baronin blickte nachdenklich auf die Spitze ihres rechten Fußes, den sie langsam hin und her bewegte. „Das einzige Bedenken, das Du noch nicht ganz wiederlegt hast,“ sagte sie, „ist die Frage, ob der Ueberschuß Deines Feuertrages wirklich so groß ist, daß Du im Stande sein wirst, ohne Notenhof zu schädigen, einen genügenden Vorrath an Hallermünde abzugeben.“

Der Graf erhob sich, suchte einen Augenblick lang unter den Papieren, die den Tisch bedeckten und überreichte dann eines derselben der Fragenden.

„Siehst Du,“ sagte er, indem er sich neben den Stuhl der alten Dame stellte und mit dem Zeigefinger über die Ziffern fuhr, hier sind die einzelnen Jahre und hier ist der zehnjährige Durchschnitt. Ich habe jährlich etwa dreihundert Fuder zur Stadt geschickt. Man hat mir das Heu gut bezahlt — Pardon, hier auf der andern Seite links, hier — aber ich werde es künftig doch ungleich produktiver verwenden können. Außerdem will ich, wie Du weißt, auf der Brennerei dreißig Oefen mehr einstellen, da glaube ich wirklich, allen Ansprüchen genügen zu können.“

Der Graf kehrte zu seinem Sitze zurück und nahm wieder

Platz. Die Baronin blickte noch einmal auf den Anschlag, erhob sich dann und reichte dem Grafen über den Tisch weg die Hand.

„Ich kann Dir nur Glück wünschen, Georg,“ sagte sie. „Das Unternehmen ist mit so viel Umsicht geplant und Deine Anschläge sind so sorgfältig gearbeitet und dabei so klar, daß ich keinen Augenblick an dem Erfolge zweifle.“

Der Graf küßte der Dame die Hand und erröthete vor Vergnügen. Er wußte, wie sparsam seine Schwiegermutter mit ihrem Lobe war, es machte ihm daher große Freude. Die Gräfin küßte ihrer Mutter ebenfalls die Hand und erröthete auch und zwar aus demselben Grunde wie ihr Gemahl.

„Nun, seid Ihr endlich mit Euren leidigen Berechnungen fertig?“ fragte der Baron, und blickte die Drei der Reihe nach an.

Der alte Herr hatte wunderbar freundliche Augen, so freundliche, daß die Personen, mit denen er sprach, meist unwillkürlich lächelten.

„Ja, lieber Papa, jetzt sind wir ganz fertig,“ rief die Gräfin und griff nach der Hand ihres Vaters, um einen Kuß auf sie zu drücken, aber der Baron entzog sie ihr rasch.

„Ei, so gib mir einen Kuß, mein liebes Kind,“ rief er in den tiefsten Baßtönen, „aber auf den Mund, Jua, auf den Mund!“

Die Dame erhob sich, hielt mit den Spitzen ihrer langen schmalen Finger den Bart, der in mächtigen weißen Wellen das Antlitz ihres Vaters umrahmte, auseinander, und drückte einen Kuß auf seine Lippen.

„So, das war einmal schön, mein Kind. Und nun wollen wir uns wieder höheren Interessen des Menschen zuwenden, als den leidigen Brotfragen.“

„Ich denke, die sind wichtig genug, Leopold!“

„Gewiß, liebe Frau, gewiß und ich freue mich mit Dir, daß unser lieber Georg so viel Verständnis für sie hat — ich freue mich herzlich darüber, Georg, lieber Junge — aber ich

meine, Ihr wäret ja nun damit fertig und der Abend ist so wunderbar schön. Wie sollte uns da nicht das Herz aufgehen und die Seele weit werden!"

Der alte Herr warf den mächtigen Kopf mit dem vollen weißen Vordenhaar zurück und blickte träumerisch zum Himmel empor. Hoch oben im Zenith schwebte ein einziges blendend weißes Wölkchen, vor dem die Schwalben in schnellem Zickzack vorüber flogen. Der Wind hatte mit dem hereinbrechenden Abend aufgehört und die Wasser des mächtigen Stromes am Fuße der Gartenterrasse lassen so ungetrübt dahin, daß nur die schnell stromabwärts treibenden Flöße anzeigten, daß sie überhaupt in Bewegung waren.

Die Luft war voller Wohlgeruch und Vogelgesang und die langgezogenen Töne und Rufe, die von Zeit zu Zeit unbedeutlich vom Ströme herüber klangen, vermehrten nur noch die Poesie des Frühlingsabends.

"Wie wunderbar," rief der Baron, "die Gotteswelt ist so über alles Versehen herrlich, die allgütige Mutter Natur schüttet das Füllhorn ihrer Gaben so reich, so verschwenderisch über uns alle aus, daß unser aller Herzen voll Dank gegen Gott sein müßten, der uns das alles genießen läßt; daß wir darüber gar nicht dazu kommen sollten, der Schwächen unserer Mitmenschen anders als mit Mitleid und herzlicher Theilnahme zu gedenken. Und doch ist dem nicht so! Und doch ruhen wir nicht eher, als bis wir selbst in der Sonne Flecken entdeckt haben und unser kleiner Sinn sich dessen getrüben kann, daß auch sie nicht fleckenlos ist!"

Die Baronin hörte nicht, was ihr Mann sagte. Es schien ihr, als ob eines der Flöße, die stromabwärts kamen, sich dem Ufer zu sehr genähert habe, und ihre Augen waren gespannt darauf gerichtet, um zu sehen, ob es anlaufen würde oder nicht; der Graf lauschte dem Vortrage einer Drossel, die von der Spitze eines Baumes ihr Lied ertönen ließ; nur die Gräfin richtete ihre blauen Augen auf den Vater und fragte:

"Wie kommst Du gerade jetzt darauf, Papa?"

"Ich fand in Deiner Mappe die herrliche Dürersche Madonna mit der Birne. Der Stich erinnerte mich daran, daß ich vor einigen Tagen wieder einmal die alberne Fabel habe lesen müssen, daß unseres Meisters Weib ein Hausdrache gewesen sei. Und doch liegt keinerlei Grund zu dieser für unser Gemüth so verletzenden Annahme vor. Im Gegentheil, wir dürfen durchaus glauben, daß sie ihres trefflichen Mannes würdig war.

Die Baronin machte eine Bewegung, als ob sie sich erheben wollte, sie blieb aber sitzen, denn das Floß kam glücklich davon; der Graf, dessen Drossel fort geflogen war, zog sein Taschentuch und machte einen Knoten hinein, um sich daran zu erinnern, daß er morgen beim Müller nachfragen lassen wollte, wann derselbe das Weizenmehl liefern könne; die Gräfin fragte: "Warum verleumdete man denn aber die arme Frau?"

"Ja, liebes Kind, warum verleumdete man sie? Weil ihr Mann so wunderbar groß und leuchtend war. Der sonst so würdige Pirtheimer hat einmal in einer schwachen Stunde — da er schon alt war und krank und reizbar — einen Brief geschrieben an den kaiserlichen Baumeister Johann Tscherte in Wien, in dem er von der Dürerin wenig achtungsvoll spricht. Man sagt so etwas nicht gern, aber man muß der Wahrheit die Ehre geben: es handelte sich um ein paar elende Hirschgeweike. Pirtheimer hatte sie nach dem Tode des Freundes haben wollen, die Dürerin hatte sie aber schon verkauft, darüber gerieth der alte Herr in maßlosen Jorn und schrieb in dieser Stimmung den Brief, der meiner Frau Agnes ihren guten Ruf gefloht hat. Ihr müßt deshalb nicht schlecht von ihm denken, er war wie gesagt alt und reizbar und krank. Ich trete auch nur höchst ungerne gegen ihn auf, aber ich werde mich doch an Lützows Zeitschrift für bildende Kunst in Leipzig wenden und den Sachverhalt aufklären müssen. Ich bin das unserer Frau Agnes schuldig und das Blatt kommt ja überdies doch nur in sachverständige Kreise."

"Thue es, Papa!"

"Gewiß, mein Kind. Wir wollen uns aber für uns selbst die Moral daraus entnehmen, daß wir von unseren Lieben nie

etwas Schlechtes glauben wollen. Wir wollen, wenn uns solches hinterbracht wird, stets annehmen, daß ein Mißverständnis zu Grunde liegt und darnach trachten, es aufzuklären. Nicht wahr, mein Töchterchen?"

"Gewiß, Papa, gewiß."

"Wann trifft denn Fräulein Heinersdorf ein?" fragte die Baronin.

"Morgen, Mama."

"Nun, Gott gebe, daß Euch nicht mit ihr eine reiche Quelle von Mißverständnissen ins Haus kommt?"

"Warum glaubst Du das befürchten zu müssen, liebe Ida?"

"Ich denke, diese Befürchtung läge nahe genug."

"Du spießt darauf an, daß die junge Dame adlig ist."

"Ja, das thue ich allerdings."

"Mir ist, offen gestanden, auch nicht recht wohl dabei, Mama, aber es blieb uns kaum eine andere Wahl übrig. Die älteren Damen, mit denen wir anknüpfen, wollten nicht auf ihre Ferien verzichten, und unter den jungen Mädchen war dieses das am besten empfohlene."

"Ich glaube, daß Ihr die Stellung der jungen Dame doch nicht ganz richtig auffaßt," bemerkte der Graf. "Die Heinersdorfs sind ja allerdings eine alte Adelsfamilie, aber sie sind so herunter gekommen, daß eine Tochter derselben wirklich keinerlei Präensionen erheben kann. Der Vater des jungen Mädchens pflegt zu Johannis von einer Hotelnummer zur anderen zu gehen, sich als „Bruder“ vorzustellen und selbst keine Gaben mit Anstand zwar aber doch auch mit Vergnügen einzustiefen. Ein solcher Edelmann hört doch auf einer zu sein, auch wenn das Alter seiner Familie in noch so graue Vorzeit zurückreicht. Die junge Dame wird uns übrigens als durchaus anspruchslos und bescheiden geschildert."

"Ich kann Deine Anschauung nicht theilen, lieber Georg," erwiderte die Baronin lebhaft. "Eine Familie kann ohne alle eigene Schuld herunterkommen, und darin, daß ein armer alter Mann sich von seinen Standesgenossen in distreter Weise unterscheiden läßt, kann ich ebenfalls nichts Entehrendes sehen. Fräulein Heinersdorf ist als solche und abgesehen von der Stellung, in die sie sich begibt, meines Erachtens zu allen Ansprüchen berechtigt, die von einer adeligen jungen Dame überhaupt erhoben werden können."

"Aber, beste Mama, wenn ich morgen Kanzelist in einer Behörde werde, so kann ich doch nicht beanspruchen, daß man mich wie einen Grafen behandelt. Ich bin dann eben ein Kanzelist wie jeder andere."

"Theoretisch hast Du recht, Georg," sagte die Baronin, "aber glaube mir, in der Praxis bleibt da immer ein Neß, der nicht angeht."

"Das ist es eben, Mama," seufzte die Gräfin. "Wie denkst Du denn über unsern Fall, Papa?"

Der Baron hatte dem Gespräch bisher lächelnd zugehört. Jetzt lachte er im tiefsten Maß vor sich hin. "Liebe Kinder," erwiderte er, "mir erscheinen Eure Bedenken wirklich recht müßig. So weit ich Euch kenne, und ich glaube Euch doch ganz zu kennen, würdet Ihr auch eine bürgerliche Gouvernante mit aller der Rücksicht behandeln, die einem jungen Mädchen, das so unglücklich ist, in ein fremdes Haus gehen zu müssen und das ganz auf Euch angewiesen ist, gebührt. Da erscheint es mir denn recht gleichgiltig, ob die junge Dame eine Standesgenossin von uns ist oder nicht. Da das Fräulein Gouvernante wird, so wird sie sich, wenn anders sie Kopf und Herz auf dem rechten Flecke hat, ja selbst sagen, daß sie auch die Pflichten einer solchen zu erfüllen hat."

"Ich bin nicht überzeugt. Denkt Euch nur, daß einer unserer jungen Herren das junge Mädchen auszeichnete."

"Das könnte sich doch auch ereignen, wenn die junge Dame bürgerlich wäre. Wie Du weißt, hat mein eigener Bruder keine Frau als Gouvernante kennen gelernt."

"Ich kann auch nicht gerade behaupten, daß ich — daß solch ein Verhältniß immer einen so erfreulichen Ausgang nimmt, wie in dem angezogenen Falle. Ich glaube übrigens," fuhr die Baronin fort, indem sie nach der Uhr sah, "daß wir gut thäten, anspannen zu lassen."

Vert
heute

Wien

schrei
zuden
steige
freil
in vi
drück
das

dem
zwise

Dam
unter
Ding
hast
falls

zu I
mit,

lehre
treff

auf,
durch
schon
Gele
Wer
einn

lasse
fehrt
bar

neue
griff
imm
groß

der
eltern
der
"We
nach
über

sieb
und
wen
entf
bis
und
Bre
wor
foi!
dem
die
nich

und
hab

Der Graf und die Gräfin suchten die Eltern zu längerem Verweilen zu veranlassen, diese aber blieben fest. „Ich muß heute noch an Paul schreiben,“ bemerkte die Baronin.

„Wann kommt Paul?“ fragte der Graf.

„In spätestens vierzehn Tagen. Er ist jetzt wieder in Wien.“

„Diese Reise ist auch mir eine rechte Erholung. Paul schreibt so köstlich frisch und seine Schilderungen sind so entzückend, daß ich alter Mann, wenn ich irgend noch Berge besteigen könnte, selbst zu ihm eilen würde. So muß ich mich freilich darauf beschränken, ihn im Geiste zu begleiten. Nun, in vierzehn Tagen kann ich ja meinen Jungen wieder ans Herz drücken und mir mündlich all das Herrliche schildern lassen, das er gesehen hat.“

Der Graf ging nun ins Haus, um einen Diener nach dem Stall zu schicken, und auch der Baron erhob sich, und ging zwischen den Blumenbeeten auf und nieder.

„Es wird alles darauf ankommen, daß Du der jungen Dame gleich von vornherein die rechte Stellung anweist,“ sagte unterdessen die Baronin zu ihrer Tochter. „Laß Dich vor allen Dingen nicht zu viel mit ihr ein, ehe Du sie kennen gelernt hast und weißt, wie weit Du mit ihr gehen kannst. Sei jedenfalls anfangs kühl bis ans Herz hinan.“

Der Grafehrte zurück. „Ich habe die Absicht, die Eltern zu Pferde bis zur Fährre zu begleiten,“ sagte er, „reitest Du mit, Ina?“

„Heute nicht, Georg. Die Kinder müssen gleich zurückkehren und ich muß für morgen noch einige Anordnungen treffen.“

Als der Wagen vorfuhr, forderte die Baronin den Grafen auf, mit ihnen im Wagen Platz zu nehmen und sein Reitpferd durch den Reitknecht nachbringen zu lassen. Alle drei sahen schon im Wagen, als die Gräfin ansah: „Du könntest die Gelegenheit benutzen und Alsbach sein Taschenbuch mitbringen. Wer weiß, ob er es nicht vermisst, und Du kommst so wieder einmal nach Sergen.“

„Du hast Recht — Pardon, meine Lieben, daß ich warten lasse.“ Der Graf sprang aus dem Wagen, eilte ins Haus und kehrte gleich darauf mit dem Taschenbuch zurück, das sein Nachbar am Vormittag auf seinem Schreibtisch hatte liegen lassen.

„Adieu, adieu!“

Die Pferde zogen an.

Unterwegs kam das Gespräch unwillkürlich wieder auf das neue Unternehmen des Grafen. Dieser war nämlich im Begriff, eine große Domäne, die zwischen seinen Gütern lag, für eine lange Reihe von Jahren zu pachten. Die Baronin that immer wieder neue Fragen, und der Graf beantwortete sie mit großem Eifer.

An der Fährre verabschiedete sich der Graf und blieb auf der linken Seite des Stromes zurück, während seine Schwiegereltern sich überlegen ließen. Die Baronin blieb im Wagen, der Baron stieg aus und zündete sich eine Cigarette an. „Welch ein köstlicher Abend!“ rief er, indem er stromaufwärts nach dem grünen Dach auf dem Schlosse seiner Väter hinüberblickte.

Es war in der That ein Abend, wie der alte Herr ihn liebte. Die Luft war hier auf dem Strom noch besonders mild und weich, und die Oberfläche des Wassers wurde nur bewegt, wenn ein kleiner Fisch sich über dasselbe emporjähnelte. Dann entstanden kleine Ringe, die immer weiter und weiter wurden, bis die Strömung sie kauft aber schnell mit sich forttrifft. Hin und wieder scharrte einer der Hengste ungeduldig auf dem Bretterboden der Fährre oder ließ ein leises Wiehern hören, worauf der dicke langbärtige Kutscher ein beruhigendes „Foi, foi!“ ausstieß. „Sieh!“ rief der Baron, als die Fährre sich dem rechten Ufer genähert hatte, und wies auf eine Lerche hin die sich laut singend langsam erhob. „Wie schade, daß Ina nicht hier ist! Wer da mit hinauf könnte!“

Die Baronin warf einen flüchtigen Blick auf die Lerche und begann dann: „Das muß ich sagen, in Bezug auf Georg habe ich mich geirrt!“

„Ja, meine Liebe,“ erwiderte der Baron und blickte seine

Frau mit seinem gutmüthigsten Lächeln an, „in Bezug auf Georg hast Du Dich erfreulicherweise gründlich geirrt.“

„Ich hätte nie geglaubt,“ fuhr die Baronin fort, als spräche sie zu sich selbst, „daß sich je aus diesem oberflächlichen, leichtsinnigen jungen Menschen ein so tüchtiger, so umsichtiger Mann entwickeln würde. Ich irre mich selten in einem Menschen, sehr selten; aber in diesem Falle habe ich mich geirrt.“

„Georg war immer ein lieber prächtiger Junge, liebe Frau.“

„Ja, was Ihr so einen „lieben prächtigen Jungen“ nennt. Du kannst doch nicht leugnen, lieber Leopold, daß auch Du ihm nur ungern unsere Tochter gabst?“

„Das kann ich allerdings nicht leugnen, aber ich wüßte auch wahrlich niemand zu nennen, dem ich unser herrliches Mädchen gern gegeben hätte.“

Der Baron warf seine Cigarette mit einer heftigen Bewegung ins Wasser und stieg in den Wagen. Der Gedanke, daß er seine Tochter hatte weggeben müssen, schien ihm noch jetzt nach zehn Jahren wehe zu thun.

„Hätte ich gewußt, daß Georg einmal so werden würde, wie er geworden ist,“ fuhr die Baronin fort, „so hätte ich auch nicht einen Augenblick geschwankt. Er wird als feiner Mann enden. Du hättest Dir seine Anschläge ansehen sollen, Leopold! Sie sind mit wahrhaft erstaunlicher Sorgfalt und aller erdenklichen Umsicht gearbeitet. Ich wünschte, wir hätten viele solche Landwirthe wie ihn. Notenhof ist eins der bestbewirtschafteten Güter, die ich kenne.“

„Ich meinstheils hatte mich mehr daran, daß unsere Ina eine der glücklichsten Frauen ist, die ich kenne.“

Die Fährre hatte das Ufer erreicht, die Pferde galoppirten die steile Böschung hinauf und eilten dann in raschem Trab dem nahen Campbells Hof — so hieß das Gut der Campbells — zu.

II.

Der Graf war unterdessen am linken Flußufer zurückgeblieben und wartete auf den Reitknecht, der ihm sein Pferd bringen sollte. Als die Fährre sich in Bewegung gesetzt hatte, kam die Frau des Fährmanns aus ihrer Hütte und küßte dem Grafen die Hand.

„Nun, wie geht es der Kuh?“ fragte dieser.

„Gott sei Dank, gnädiger Herr, sie ist wieder gesund. Sobald ich ihr die Tropfen, die der gnädige Herr mir mitgab, unter die Tränke goß, wurde sie sichtlich gesunder. Tausend Dank dafür!“

Sie wollte dem Grafen wieder die Hand küssen, aber dieser entzog sie ihr und klopfte ihr ein paar Mal freundschaftlich auf die Schulter. Er sah ihr dabei in die Augen und er fand, daß sie hübsche blaue Augen hatte und überhaupt eine hübsche junge Frau war.

„Wie geht es denn sonst?“ fragte er, indem er sich nach einem flachen Stein bückte und diesen über die Wasseroberfläche schnellen ließ. Der Stein sprang weit und hüpfte fünf, sechs Mal.

„Gut, gnädiger Herr! Wir kommen vorwärts.“

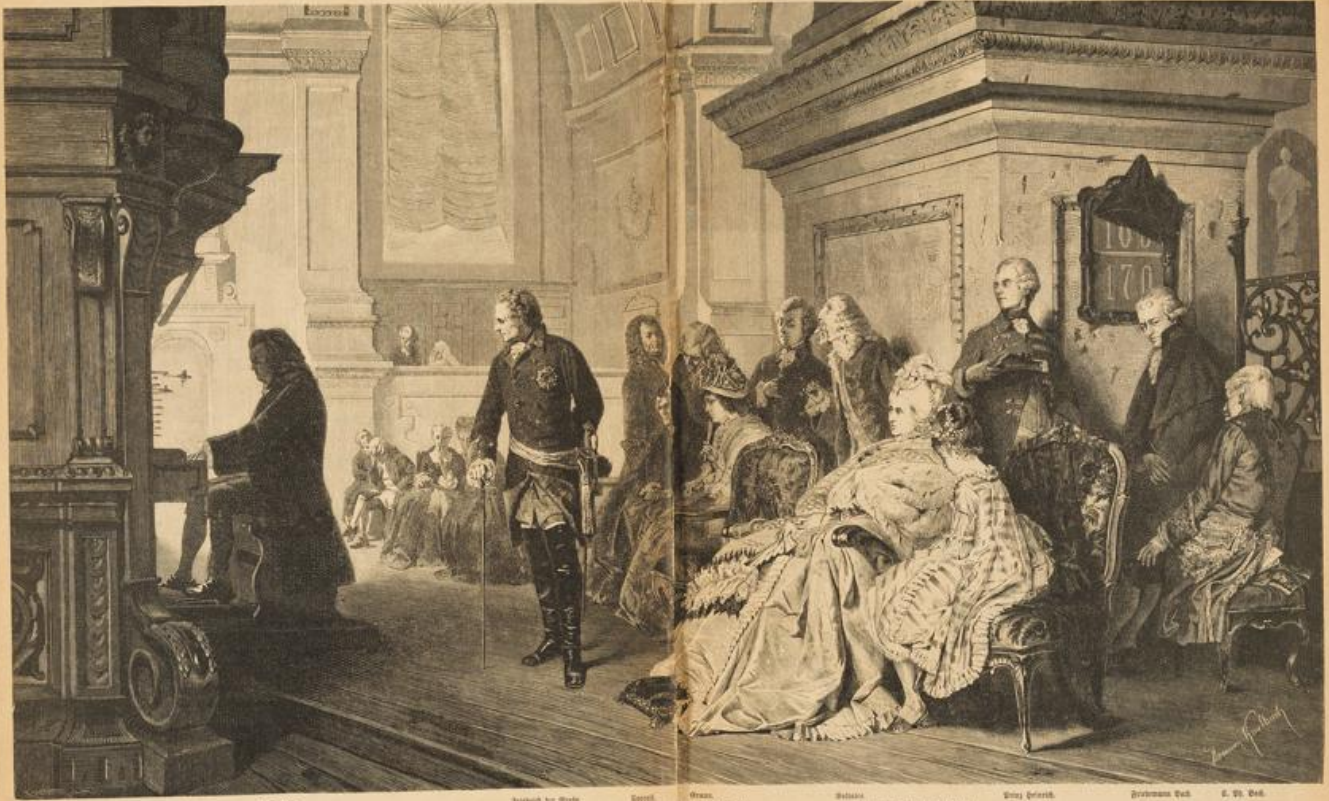
„Nun? Und mit Eurem Manne seid Ihr auch zufrieden?“

„Ganz und gar, gnädiger Herr!“

Der Reitknecht war unterdessen herangefommen und führte dem Grafen das Pferd zu. „Na, bei Euch ist alles in Ordnung,“ sagte dieser lachend, klopfte der erröthenden Frau auf die Wange, schwang sich aufs Roß und sprengte davon.

Die junge Frau schüttete ihre Augen mit der Hand gegen die Strahlen der untergehenden Sonne und blickte ihm lange nach. „Es ist doch ein Vergnügen, ihn nur zu sehen,“ dachte sie.

Der Graf ritt in kurzem Galopp die Straße entlang. Er war meist heiter und guter Dinge, aber heute Abend war er ganz besonders fröhlich. Das Lob, das seine Schwiegermutter seiner wirtschaftlichen Tüchtigkeit ertheilt hatte, die Ueberzeugung, daß das neue Unternehmen ein lohnendes sei, der köstliche Abend, zu guterletzt noch das Gespräch mit dem hübschen jungen Weibe — das alles hatte ihn in die beste Laune versetzt. Dazu galoppirte der neue Grauschimmel, den



J. E. Sch.

Johann Schellen

Carl

Ernst

Julian

Willy

Gerhard

E. H. Sch.

Johann Schellen sich spielt sich den Herren eine Szene vor.

Originalzeichnung von Hermann Kautsky nach der Vorstudie von Ernst Hildebrand. (Beleg bei H. Hildebrandt in Berlin.)

er ritt, so prächtig, daß schon darüber allein dem ehemaligen Husaren das Herz im Leibe lachen mußte. Dort, wo ein Feldweg von links her in die Landstraße mündete, entließ der Graf den Reitknecht. „Sage der gnädigen Frau, daß ich wohl erst nach ein paar Stunden nach Hause kommen würde,“ sagte er.

Der Graf bog auf den Feldweg ein, ließ sein Pferd im Schritt gehen und blickte nach links und rechts über die Felder hin. Das Korn stand ausgezeichnet, alles versprach eine reiche Ernte. Der Graf dachte nun wieder an Hallermünde, ließ im Geiste alle die Verbesserungen, die er dort vornehmen wollte, zum tausendsten Mal Revue passieren und fand, daß alles in Ordnung war. „Wenn das so fortgeht, werde ich einmal ein steinreicher Mann sein,“ dachte er. „Seltsam! Wenn mir vor zehn Jahren ein Kamerad gesagt hätte, daß ich — ich, Georg Földerkamp — einmal an diesem Gedanken Freude finden würde! Damals war mir das Geld nur der häßliche Mammon, der zu nichts gut war, als so schnell wie möglich mit lustigen Kameraden und schönen Weibern in perlendem Wein umgesezt zu werden; jetzt ist es mir ein theures Gut! Bin ich nun jetzt besser als früher oder schlechter? Pah, thörichte Frage! Jedes Alter hat seine Lust. Das Erwerben macht mir jetzt noch mehr Freude, als früher das Verthun.“

Der Feldweg, der erst durch Felder und dann durch Wiesen geführt hatte, bog jetzt in ein Birkenwäldchen ein. Der Graf hatte dieses eben erreicht, als sein Pferd plötzlich schenkte. Kaum zwei Schritte vor ihm saß ein Kind auf dem Wege und weinte bitterlich.

„He! Du da! Wirst Du wohl aus dem Wege gehen!“

Das Kind sah sich erschreckt um, erhob sich und trat ängstlich zur Seite. Es war ein kleiner Judenknaabe. Der Kleine hatte ein zerrissenes Hemd an und ein paar zerschlossene Höschen, die nur von einer Schnur, die über die linke Schulter lief, gehalten wurden.

Der Graf hielt. „Nun, kleiner Bocker, was thust Du denn hier?“ fragte er.

„Ich woan!“

„Wo ist denn die Mammle?“

„I weiß nit!“

„Bist Du denn ganz allein hier?“

Der Kleine schwieg. Der Graf blickte nach links und rechts in den Wald, aber niemand ließ sich sehen.

„Ist der Tätte hier?“

„Na.“

„Wie kommst Du denn aber hierher?“

Keine Antwort.

„Das ist aber doch zu toll!“ murmelte der Graf. Er legte die Rechte an den Mund und rief, so laut er konnte: „De—el He—el!“

Ein paar Vögel erhoben sich aus ihrer Nahrung und flogen eilig davon, sonst blieb alles still.

Der Graf sprang vom Pferde und bogen sich über das Kind, das ihn mit großen Augen aber unerschrocken ansah.

„Wie heißt Du?“

„Izig.“

„Und Dein Tätte?“

„Auch Izig.“

„Wie heißt er noch?“

„Auch Izig.“

„Bist Du mit Deinem Tätte hierhergekommen?“

„Na.“

„Mit wem bist Du hierhergekommen?“

„Ich bin hiergekommen.“

Der Graf überlegte. Das Kind, das sich offenbar verirrt hatte, konnte nur aus einem einige Werst entfernten Krüge, in dem sich ein jüdischer Schneider eingemietet hatte, stammen. „Es bleibt mir nichts übrig, als den Bengel hinzubringen,“ dachte er. „Solch ein Tatzelzug! Können nicht einmal auf ihre Kinder aufpassen! Wartet, Ihr sollt mir!“

„Komm her!“

Der Kleine kam ganz zutraulich heran. Der Graf hob ihn auf, schwang sich aufs Pferd, hielt den Kleinen vor sich und schlug den Weg nach dem Krüge ein.

„Di! Das ist fein!“ rief der Junge.

Der Graf lachte. „So? Findest Du? Hör' einmal, Du könntest Dich aber auch einmal waschen. Was?“

„Der Wasser ist kalt!“

Die beiden unterhielten sich nun ganz vertraulich, bis langgedehnte Rufe, die ihnen entgegenklangen, dem Grafen sagten, daß das Kind vermißt worden war und gesucht wurde. Der Graf antwortete und stieß nach einiger Zeit auf den Vater des Kindes, einen langen hageren Juden, dem die Gebetsloden wild ums Gesicht hingen. „Gott gerechter!“ schrie dieser, „unser Herr Graf haben den Izig!“

Der Graf schwang sich vom Ross, ließ den Knaben zu Boden sinken, hielt mit der Linken das zurückstehende Pferd und schüttelte mit der Rechten Izig den älteren, daß dieser hin und her slog wie ein Bäckchen nach Knoblauch riechender Kleider.

„Du Hundesohn,“ rief er, „Du nachlässige Bestie! Weißt Du auch, Du verdammter Kerl, daß der Kleine hätte überfahren werden können! Wirst Du wohl besser aufpassen! Hast Du nicht verdient, daß ich Dich durchhaue, daß Du kein Glied mehr rühren kannst!“

Damit ließ er den Juden zu Boden fallen, schwang sich aufs Pferd und galoppierte davon, ehe der Jude sich aufrichten konnte. Der Jude aber hob sein Bäcklein auf und überhäufte es mit einer Fülle von Liebsojungen. Darüber fanden sich denn auch die anderen Familienglieder und einige zur Hilfe aufgebotene Bauern ein. „Gott segne den Grafen,“ rief der Vater, „Gott soll ihn segnen tausend Mal und soll ihm geben Kinder die Fülle und Korn und Heu und Brauntwein vollauf und Gesundheit!“

„War das unser Graf?“ fragte das Kind.

„I ja wohl ist es unser Graf gewesen. Unser guter lieber Graf, den Gott soll erhalten, und den wir alle haben lieb!“

„Ich lieb' ihn och! Ich lieb' ihn sehr!“ meinte der Knabe.

(Fortsetzung folgt.)

Eine historische Fuge.

Von Max Althin.

(In dem Bilde auf S. 4 und 5.)

In der Spenerischen Zeitung, Jahrgang 1747, Nr. 56 vom 11. Mai, las das wißbegierige Publikum folgenden Bericht:

„Aus Potsdam vernimmt man, daß daselbst verwichenen Sonntag (7. May) der berühmte Kapellmeister aus Leipzig, Herr Bach, eingetroffen ist in der Absicht, das Vergnügen zu genießen, die dasige vortreffliche königliche Musik zu hören. Des Abends gegen die Zeit, da die gewöhnliche Kammermusik in den königlichen Apartments anzugehen pflegt, ward Sr. Majestät berichtet, daß der Kapellmeister Bach in Potsdam angelangt sei, und daß er sich jeko in dero Vorkammer auf-

halte, allwo er dero allergnädigste Erlaubniß erwarte, der Musik zuhören zu dürfen. Höchst dieselben ertheilten sogleich Befehl, ihn hereinkommen zu lassen und gingen bei dessen Eintritt an das sogenannte Forte und Piano, geruhten auch ohne einige Vorbereitung in eigener höchster Person dem Kapellmeister Bach ein Thema vorzuspielen, welches er in einer Fuga ausführen sollte. Es geschah dieses von gemeldetem Kapellmeister so glücklich, daß nicht nur Sr. Majestät dero allergnädigstes Wohlgefallen darüber zu bezeigen beliebten, sondern auch die sämtlichen Anwesenden in Verwunderung gesetzt wurden. Herr

Rathbrun verbotem.
Gel. v. 11./VI. 50.

Bach
daß
hern
ließ
Pots
Wen
truge
von
quill
das

seine
nimt
seien
stum
schw
sann
gefü
Gese
nehm
als

das
nicht
heit
wie
uns
am
Krie
raum

etwa
Stu
eing
309
entg
Cho
lang
die
und
arbe
para

12
schw
aus
gebl
und
dem
spiel
Du
ein
zur
der
sette
essen
daud

das
war
stim
beso
Mei
Ber
der
brac
liche
Sach
weit
Duf

Bach fand das ihm aufgegebene Thema so ausbündig schön, daß er es in einer oedenlichen Fuge zu Papiere bringen und hernach in Kupfer stechen lassen will. Am Montage (8. May) ließ sich der berühmte Mann in der heiligen Geistkirche zu Potsdam auf der Orgel hören und erwarb sich bey den in Menge vorhandenen Zuhörern Allgemeinen Beifall. Abends trugen Sr. Majestät ihm nochmals die Ausführung einer Fuge von sechs Stimmen auf, welches er zu Höchst dero selben Vergnügen und mit Allgemeiner Bewunderung, ebenso geschickt, wie das vorigemal bewerkstelligte."

Diese letztere Scene führt uns Hermann Kaulbach in seinem umstehend nachgebildeten Gemälde vor Augen. Er nimmt an, Friedrich und hervorragende Mitglieder seines Hofes seien auf der Orgelempore versammelt, während Bach seine Kunst hören läßt. Wenn hierüber auch der Spenersche Bericht schweigt, so ist doch aus Friedemann Bachs Erzählungen bekannt, daß der König seinen Gast durch die Kirchen Potsdams geführt und ihm die dortigen Orgeln gezeigt habe. Bei dieser Gelegenheit mag es geschehen sein. Wir müssen übrigens annehmen, daß die oben erwähnte sechsstimmige Fuge nicht anders als auf der Orgel vorgeführt sei.

Ueber Einzelheiten wollen wir mit dem Maler des Bildes, das gewiß des geneigten Lesers vollen Beifall finden wird, nicht rechten. Wir nehmen für den Maler die dichterische Freiheit in Anspruch, Personen und Zeiten so zusammenzurücken, wie er es zum Ausdruck seines Gedankens braucht. Er zeigt uns fast mit Recht Friedrich den Großen so, wie uns sein Bild am geläufigsten ist. So etwa sah er nach dem siebenjährigen Kriege aus, wir befinden uns freilich aber vor diesem Zeitraume in der glücklichsten Zeit seiner Regierung.

Zu dieser Periode war die Tagesordnung des Königs etwa folgende: Der König stand um 4 Uhr auf; zu dieser Stunde mußten die Kabinettsräthe in Gala erscheinen und die eingelaufenen Sachen vorlegen. Nachdem er die Briefe gelesen, zog er die Stiefel an und nahm die militärischen Rapporte entgegen. Nach dem Frühstück, das aus Wasser, starkem Kaffee, Chokolade und Obst bestand, ging er oft wohl zwei Stunden lang die Flöte blasend, theils phantastisch theils abend, durch die Säle, während dessen ihm, wie er sagte, oft die ernstesten und besten Gedanken einfielen. Dann legte er die Uniform an, arbeitete mit den Räten und sah um 11 Uhr die Wachtparade.

Wenn Zeit war, erklang jetzt wieder die Flöte, bis um 12 Uhr gemeldet wurde, daß servirt sei. Man aß gute und schwere Speisen und trank eben solche Weine — aber durchaus keinen Rheinwein. Nach Tisch wurde wieder die Flöte geblasen, etwa eine halbe Stunde lang, dann wurden Bauten und Gärtchen besichtigt. Um 6 Uhr begann das Concert, nachdem Friedrich zuvor etwa eine Viertelstunde prälabirt hatte. Nun spielte er drei Concerte, hörte auch wohl zuweilen eins von Duanz oder ein Solo von Dupont an, es sang auch zuweilen ein Sänger eine Arie. Fremde fürstliche Personen wurden zur Mitwirkung aufgefordert. So war z. B. sein Schwager, der Markgraf von Baireuth ein tüchtiger Cellist und nicht selten an den Aufführungen theilhaftig. Dann folgte das Abendessen, das unter lebhaften Gesprächen bis tief in die Nacht dauerte.

So zog sich die Musik und zwar ausschließlich Flötenblasen — obwohl Friedrich auch Klavier zu spielen verstand — durch das ganze Tagewerk hindurch. Wir müssen sagen, der König war mehr als ein gekrönter Dilettant. Nach dem übereinstimmenden Zeugnisse vieler unparteiischer Personen spielte er besonders die getragenen und sentimentalen Stücke mit der Meisterschaft eines Virtuosen, aber im Allegro konnte er zur Verzweiflung seiner Mitspieler nicht Takt halten. Merkte dann der König, daß er falsch spielte, so ward er wüthend und zerbrach seine Flöte. Sein alter Lehrer Duanz hatte die kontraktliche Verpflichtung, für die Flöten des Königs zu sorgen. Die Sache wurde ihm aber zu bunt, und er weigerte sich, es noch weiter umsonst zu thun. Da versprach ihm der König hundert Dukaten für jede Flöte und siehe da, das Malheur ereignete

sich von da an nur selten, denn der König war ein guter Oekonom.

Als Komponist bewegte sich der König durchaus in den zopfigen Formen seiner Zeit. Er hatte einige Arien und Konzerte und über hundert Soli gesetzt. Zu letzteren schrieb er die Solostimme und ließ sich das Accompagnement von seinem Kapellmeister Graun oder dem Hoforganisten Philipp Emanuel Bach hinzusetzen.

Der letztere, der zweite Sohn unseres berühmten Johann Sebastian Bach, cantoris et inspectoris Gymnasii Thomani Lipsiensis, sowie königlichen und churfürstlichen Hof-compositoris war seit 1740 in des Königs von Preußen Diensten und als Pianist bei dessen Abendkonzerten theilhaftig. Auf die Frage Friedrichs, warum denn sein Vater nicht nach Potsdam käme, hatte Emanuel denselben von dem Verlangen des Königs unterrichtet. Bach, der in Jahren bereits weit vorgerückt und von Berufsgeheimnissen sehr in Anspruch genommen war, zögerte darauf einzugehen. Im Jahre 1747 aber folgte er den immer dringenderen Einladungen des Königs und begab sich mit seinem ältesten Sohne Friedemann anfangs Mai nach Potsdam.

Am Abend des 7. Mai, als man sich zum Abendkonzerte rüstete, brachte ein Offizier den Rapport über die eben angekommenen Fremden. Die Flöte in der Hand haltend warf der König einen Blick hinein, dann drehte er sich in einer Art Unruhe um und legte mit den Worten: „Meine Herren, der alte Bach ist angekommen!“ seine Flöte bei Seite. Bach, der in der Wohnung seines Sohnes abgestiegen war, wurde sogleich nach Hofe geladen. Der alte Mann hatte nicht einmal Zeit, seine Reisekleidung abzulegen und sein schwarzes Hockleid anzuziehen. Wir dürfen nicht vergessen, daß Bach, obwohl von hohem Schwunge des Geistes, doch sein Lebtag in kleinbürgerlichen Verhältnissen gelebt hat. Seine Verlegenheit wegen des ungeziemenden Anzuges war groß, und seine Entschuldigungen in altväterlichen Schnörkeln und mit dreifach gehäuften Titulaturen nahmen kein Ende. Der König empfing ihn mit ausgesuchter Zuorkommenheit und warf den über Bach lächelnden Hofherren einen mißbilligenden Blick zu.

Aus dem Abendkonzerte ward natürlich nichts; der König aber führte den berühmten Gast in allen Zimmern des Schlosses herum und ersuchte ihn, die dort befindlichen Silbermannschen Fortepianos, die er sehr hoch schätzte und deren er sieben besessen hat, zu spielen. Wie Bach hier sogleich wieder Bach ward, wie der König, der mit Lob keineswegs freigebig war aus der Bewunderung nicht heraus kam und mehrmals ausrief: „Nur ein Bach, nur ein Bach!“ wie er endlich auch selbst ein Fugenthema gab, dasselbe, welches Bach später schriftlich ausarbeitete und unter dem Titel „Musikalisches Opfer, Sr. Majestät von Preußen allerunterthänigst gewidmet“ herausgab — alles dies ist früher schon einmal im Daheim (II. Jahrgang, S. 6 ff.) erzählt worden.

Wir kehren auf die Empore der heiligen Geistkirche zurück. Nächst Bach und Friedrich fällt uns am meisten in die Augen jene königliche Erscheinung in hellem Gewande, deren Züge unverkennbare Ähnlichkeit mit denen Friedrichs zeigen. Es ist die älteste Schwester Friedrichs, Wilhelmine, Markgräfin von Baireuth. Man darf ja nicht an „Pops und Schwert“, d. h. an eine übermüthige Tochter, denken, die einer Herzensneigung folgend, ihren Willen gegen den Hartkopf ihres Vaters durchsetzt. Nachdem sie vieles von ihrem Vater, oft auch für ihren geliebten Bruder, den Kronprinzen, erduldet hatte, bestimmte sie der Vater für den Erbprinzen von Baireuth. Die Mutter — es ist die alte Frau unseres Bildes rückwärts von Friedrich — widerstrebte dem mit aller Kraft, da sie, selbst aus englischem Hause, an eine englische Verbindung dachte. Aber Friedrich Wilhelm setzte seinen Willen durch. Den Ausschlag gab es, daß der König die Begnadigung des Kronprinzen, der damals noch in Kastrin in halber Gefangenenschaft lebte, von ihrem Gehorsam abhängig machte. Sie wurde nicht glücklich und hat sich später in bitteren Worten geäußert, die den Schmerz über ein tyrannisch zerstörtes Lebensglück merken lassen. Wir können es auch aus dem Bilde herauslesen.

Hierbei zeigt sich eine der Unbegreiflichkeiten im Charakter Friedrichs des Großen. Er hat von jener Zeit an keine Schwester, die wahrlich viel für ihn geopfert hatte, mit kühlster Reife behandelt. War er unwillig, gegen jemand zum Danke verpflichtet zu sein, oder hatte des Vaters rauhe Hand auch bei ihm die wärmere Empfindung getödtet?

Die kleine Prinzessin ist die Tochter Wilhelminens, die spätere Gemahlin des Herzogs Karl von Württemberg. Links von dem leeren Sessel sehen wir die geistvolle jüngere Schwester des Königs, Ulrike, die Gemahlin des Prinzen von Holstein-Gottorp und nachmalige Königin von Schweden. Daneben sitzt die „Königin-Mutter“, wie Friedrich den Titel bei seiner Thronbesteigung einführte. Er richtete ihr einen eigenen Hofstaat ein und umgab sie mit dem Glanze und der Bequemlichkeit, den die vielgeprüfte Frau als Königin von Preußen so schmerzlich vermisst hatte. Dagegen gestattete er ihr so wenig als irgend einem anderen seiner Umgebung Einfluß auf die Politik und seine Entschlüsse.

Hinter der erstgenannten erblicken wir an die Ecke des Pfeilers gelehnt den Prinzen Heinrich, den jüngeren Bruder des Königs. Der Prinz hatte damals ein Alter von zwanzig Jahren; er hatte im zweiten schlesischen Kriege Dienste als Adjutant gethan und sich in der Schlacht bei Hohenfriedberg ausgezeichnet. Im siebenjährigen Kriege sollte er sich noch den Ruhm eines vorzüglichen Feldherrn erwerben. Friedrich der Große sagte später von ihm: „Das ist der einzige General, der keinen Fehler gemacht hat.“

Neben den eben bezeichneten Gliedern der königlichen Familie zeigt uns das Bild noch etliche hervorragende Männer der näheren Umgebung Friedrichs. Um von links, d. h. von Friedrich dem Großen an, zu beginnen, nennen wir den Justizminister Cocceji, einen Mann, der gewiß den Namen des Großen führen würde, wenn das so unter Ministern üblich wäre. Cocceji war bereits in den letzten Jahren der Regierung Friedrich Wilhelms I als Minister thätig. Die Justiz lag damals im Argen. Die Richter wurden meist weder besoldet noch examiniert, sondern erkaufte ihr Amt durch Zahlungen in die Rekrutenkasse. Ein festes Recht gab es nicht, und die Advokaten, die der König haßte und die er durch eine aufgezwungene lächerliche Amtstracht herabzusetzen suchte, zogen die Prozesse ins Endlose. Eine der ersten und erfolgreichsten Unternehmungen Friedrichs war die Umgestaltung der Justiz, und Cocceji hat darin Großes geleistet. In diesem selben Mai 1747 konnte er zu seiner Genugthuung berichten, daß durch die Bemühungen seiner Räte ein alter Grenzstreit, der bereits zweihundert Jahre gedauert hatte, beendet sei. Zweitausendvierhundert alte Prozesse wurden binnen acht Monaten aus der Welt geschafft, so wie die ganze Rechtspflege auf gesicherten Boden gestellt. Ob er Musikliebhaber war, weiß ich nicht.

Auch das wollen wir nicht untersuchen, ob Voltaire damals in Potsdam war. Dauernden Aufenthalt nahm er erst dazwischen im Jahre 1750, doch war er zuvor schon mit Friedrich im Jahre 1740 in Moyland im Cleveischen zusammengetroffen und im Jahre 1743 in politischen Missionen am Hofe des Königs vorübergehend anwesend. Der König war von der persönlichen Anwesenheit seines so hoch verehrten Meisters keineswegs sehr erbaut. Er schalt Voltaire, der eine unbillig große Beche hinterlassen hatte, einen Lumpen und Hanswurst, und als Diplomaten lachte er ihn aus. Selbst als er ihn im Jahre 1750 berief, wußte er, was er an ihm haben würde; er beklagte es, daß ein so erbärmlicher Geist so große Talente besitze. „Ich brauche kein Französisch“, sagte er, „was kümmert mich seine Moral!“ Aber er irrte sich; eines Menschen Moral ist kein so nebensächliches Ding, wie er dachte. Ob wohl Voltaire Bach verstanden hätte? Schwerlich. Die Tiefe und Lauterkeit eines Bach konnte in einem so flachen und frivolten Geiste keinen Widerhall finden. Wie wir ihn sehen, macht er wohl eben einen geistreichen Wig über Musik, aber er hört sie nicht.

Der jüngere Mann an der Vorderdecke des Pfeilers ist

jedenfalls der Offizier du jour; jener neben Cocceji, der sich zur Königin-Mutter niederbeugt, ist der bekannte und von dem König hochgeschätzte Kapellmeister Graun. Friedrich der Große lernte bei seiner Vermählung Graun in Braunschweig kennen und schätzen. Auf seinen Wunsch folgte der Vicekapellmeister dem Kronprinzen nach Meiningen, wo sich ein Verhältniß enger Freundschaft zwischen beiden bildete, das lebenslange Dauer hatte. Mit der Thronbesteigung Friedrichs beginnt die eigentliche Kapellmeisterthätigkeit Grauns. Er fand in Berlin nur die sechsundzwanzig musikalischen Querspieler der Grenadiergarde vor, die es höchstens bis zu einem Marsche bringen konnten. So mußte er Orchester und Sängerkorps neu schaffen, d. h. aus Italien holen, und es gelang ihm, in wenigen Jahren selbst die Dresdener Oper zu übertreffen. Der König lohnte seinen Eifer durch einen damals unerhörten Gehalt von 2000 Thalern. Von seinen zahlreichen Opern, Prologen, Dramen und Kantaten, zu denen auch Friedrich musikalische und Textbeiträge gegeben hat, ist heute nur die Passionskantate „Der Tod Jesu“ allgemein bekannt.

Endlich lenken wir unseren Blick auf die zwei rechts im Hintergrunde befindlichen Männer. Der eine im glänzenden Hofstaate ist der bereits erwähnte Carl Philipp Emanuel, der andere sein Bruder Friedemann Bach, der genialste unter den Söhnen des Meisters, der freilich durch sein von allem Aeußeren abgekehrtes Wesen wiederholt in Konflikt mit den realen Zuständen der Welt kam und seinem Vater manche schwere Sorge verursachte.

Die Reise nach Potsdam war der letzte Glanzpunkt im Leben Sebastian Bachs. Die bewundernde Anerkennung seitens des berühmtesten Regenten und größten Geistes that seinem Herzen wohl. Hatte er doch Zeit seines Lebens nicht allzu viel Ermuthigung gefunden und zwar die wenigste in Leipzig selbst. Voll Dankbarkeit schrieb er sein oben erwähntes „Musikalisches Opfer“, das er mit einem unterthänigen, aber würdevollen Schreiben an Friedrich den Großen sandte. Noch erwähnen wir sein letztes und in gewisser Beziehung größtes Werk: „Die Kunst der Fuge“. Er wollte in diesem Werke durch das Beispiel zeigen, was man aus einem Thema machen könnte, was er auch in einundzwanzig verschiedenen Nummern mit unerhörter Meisterschaft durchführte. In der letzten Fuge tritt den beiden leitenden Motiven ein drittes Thema hinzu, welches sich in den Tönen b, a, c, h bewegt. Aber die Fuge ist unvollendet, und Philipp Emanuel fügte ihr die Bemerkung hinzu:

„Ueber dieser Fuge, wo der Nahmen Bach im Contrapunkt angebracht worden, ist der Verfasser verstorben. Wie wohl von starkem Körper und noch kräftigerem Geiste, mußte er doch dem Uebermaße der Anstrengungen, die er sich von Jugend an auferlegt hatte, erliegen. Zuerst verlor er sein Augenlicht; wenige Zeit darauf folgte, beschleunigt von der ärztlichen Kunst, sein Ende. Aus dieser letzten schweren Zeit stammt eine vierstimmige Bearbeitung des Chorals: „Wenn wir in höchsten Nothen sein.“ Er hatte sie schon blind seinem Schwiegerjohnne Altnidel als ein rührendes Zeugniß seines frommen ergebenen Sinnes diktiert. Das Letzte, was von seinem Leben und Sterben bekannt geworden ist, ist ein Zettel aus der Leichenschreiberei:

„Ein Mann, 67 J. Hr. Johann Sebastian Bach, Kapellmeister und Kantor der Schule zu St. Thomas, auf der Thomas-Schule, wurde mit dem Leichenwagen begraben, den 30. Juli 1750.“

Wollten wir den bedenkliehen Versuch machen, zwei so verschiedene Menschen wie Friedrich und Bach nebeneinander zu stellen, so könnten wir sagen: Beide, der eine durch Politik und die ganze Anspannung seines Lebens, der andere durch Ausbildung einer alten musikalischen Form bis zur höchsten Meisterschaft und Einseitigkeit, bezeichnen Höhepunkte eines zu Ende gehenden Zeitalters; aber beide sind Könige und ruhmgekrönte Helden, dieser im Reiche der Töne, jener im Reiche der Thatfachen.

Unter der Einde.

Lieder aus der deutschen Vergangenheit. I. Von Carl Stieler.

Victor von Schöffel verheirathungsvoll zugeeignet.

1. Wandergruß.

Im grünen Hochland liegt ein Steig,
Gar traulich anzuschauen,
Fern sieht man leuchten durch das Gezweig
Den Tegrinsee, den blauen.

Und weite Wälder sind rings umher
Und hohe bethaute Fluren,
Die Berge glänzen, wir geh'n einher
Auf tausendjährigen Spuren.

Dem uralt ist der Saumpfad dort
Mit seinen granitnen Stufen,
Oft gräbt der Pflug noch die Splitter auf
Von eisernen Speeren und Hufen.

Im Grünen sieht man das braune Dach
Einsamer Gehöfte verschwinden,
Und jede Flur ist noch umhagt
Von tausendjährigen Linden.

Dort zog ich schweigend querfeldein
Von all dem Zauber umflossen;
Der Vogelsang und der Sonnenschein,
Das waren meine Genossen.

Da legt' ich mich nieder zur süßen Rast
An einer uralten Eide,
Es wiegt' mich in Schlummer ihr Blätendust
Und der leise Gesang der Winde.

Es war wie ein tiefer Zauber Schlaf,
Mir ward es innen so lichter —
Es rauscht mir die Eide ins träumende Herz
Ihre tausendjährige Geschichte!

2. Heilige Pilger.

745.

Ich war ein jager grünender Stamm
Und Urwald lag allerwegen,
Durch den der Bär gezogen kam;
Urmächtig war Sonne und Regen.

Die wilden Bienen summten im Holz,
Wildveiglein blühten am Grunde;
Ein Menschenantlitz — ich hatt' es noch nie
Gesehen bis zur Stunde.

Da kam ein Zug von Männern einher,
Die langen Gewänder wallten —
Die trugen die Axt, die trugen den Speer,
Es waren Hünengestalten.

„Hier laßt uns rasten und nächtigen heut,“
(Sprach einer mit lauten Befehlen)
„So haben wir Varen*) dem Herrn geweiht,
Gott gnad' es an tausend Seelen!“

Sie bauten Hütten aus grünem Laub
Und banden ein Kreuz aus den Zweigen,
Das richteten sie auf vor ihrem Geläß,
Eh' sie zum Schlummer sich neigen.

Sie knieten nieder im tiefen Wald
Und beteten laut zusammen,
Es hatte ihr Wort so süße Gewalt,
Ihr Aug' so heilige Flammen!

Ich horchte noch lang, wie die Stürme wild
Die finsternen Wipfel peitschen,
Doch mir zu süßen schlief süß und mild
Winfried, der Apostel der Deutschen!

3. Waldeinsamkeit.

814.

Dann aber gingen Jahre ins Land
Dahin über Wald und Fluren,
Eh' daß ich sah eines Menschen Hand
Und eines Fußes Spuren.

Wie wunderfülle war's da im Wald,
Es klangen nur Vogelstimmen,
An meinen schwellenden Blüten hing
Der Falter und die Immen.

Das Sonnenlicht, es fiel durchs Grün
Und glitzert' im dunklen Moose,
Es wuchs empor an meinem Stamm
Die wilde Heckenrose.

Und durch die hohe Vollmondnacht
Kam schweigend der Hirsch gegangen,
Von einer stimmten verzückten Pracht
War alles Leben gefangen.

Und wenn es dann rauschte im langen Flug
Durch all die Wälder, die weiten —
Das war wie ein schnender Athemzug
Aus Wodans gewaltigen Zeiten!

4. Hunnenzug.

912.

Und wieder war's eine rauhe Nacht,
Die Wipfel im Sturme saugend,
Da ritt heran eine wilde Jagd
Viel tausend und abertausend.

Auf Keinen Rössen, schwarz und schen,
Behende braune Gestalten,
Die wollten hier am Waldesrand
Ihr letztes Lager halten.

Es flackern rings über Thal und Höh
Wachfeuer in hellen Mengen,
Und morgen wollen sie Tegrinsee
Und Varen in Blut versengen.

Auf allen Pfaden harret wildes Verhau,
Verschüttet sind alle Brunnen,
Es klingt der Angstruf von Gau zu Gau,
Die Hunnen kommen — die Hunnen!

Und drinnen im Kloster zu Tegrinsee,
Da wurden verschlossen die Chöre,
Da wurden vertheilt und gesegnet noch
Die Waffen im nächtlichen Chöre.

Es brach der Neumond durch das Gewölk
Und durch die Wipfel, die alten.
Es hat mein Axt als schwankender Zweig
Den Schild der Hunnen gehalten. —

Und als der Neumond wieder kam,
Da war es graulich zu lauschen —
Da war kein Stein auf dem andern mehr,
Und nur die Wälder rauschten!

Die Ungarn, welche im 10. Jahrhundert ganz Deutschland verwüsteten, heißen noch heute im Volksmund und selbst in der historischen Tradition die „Hunnen“, als deren Nachkommen sie betrachtet wurden.

*) Kloster Benediktbeuern.
XIV. Jahrgang, I. Bd.*

Die Hungersnoth in Indien.

Nachdruck verboten.
Wol. v. 11. / VI. 70.

Während in Europa unsere Theilnahme und unser Mitgefühl durch die furchtbaren Leiden, welche der Krieg in der Türkei mit sich bringt, schon in ungewöhnlichem Maßstabe in Anspruch genommen werden und die Mithätigkeit die entsetzliche Noth, welche unter Christen wie Mohammedanern dort herrscht, zu lindern bestrebt ist, eröffnet sich dem schauernden Bilde wieder eine andere Stätte, an der menschliches Elend uns fast noch grauenhafter als auf den Stätten des Krieges entgegentritt. Wir meinen Südindien, das Land der Diamanten und Edelsteine, wo viele Millionen Menschen augenblicklich dem Hungertode ins Auge schauen und eine jener entsetzlichen Kalamitäten herrscht, die mit einer nur zu sicheren Regelmäßigkeit von Zeit zu Zeit sich dort wiederholen.

Die Ernten und damit die Existenz der vorzugsweise von Reis lebenden indischen Bevölkerung hängen einzig und allein vom Eintreffen der tropischen Regengüsse ab, die zugleich mit den regelmäßig wechselnden Winden dieses Landes, den Monunen, eintreten. Es geschieht, daß zuweilen diese Regengüsse ausbleiben oder, noch ehe sie Indien erreichen, ins Meer fallen, so daß der Boden nicht befeuchtet und eine Ernte nicht erzielt werden kann. Da andere Existenzmittel als der Ackerbau in vielen Gegenden mangeln, tritt dann allemal Noth und Elend ein. Schon im Oktober und November des verflossenen Jahres war der Nordostmonsun ausgeblieben, und die Aussichten waren sehr trübe, doch tröstete man sich, daß im Juni und Juli mit dem Südwestmonsun neuer Regen kommen und die vorübergehende Hungersnoth dann aufhören werde. Aber auch diesmal ist kein Regen gefallen, und der Jammer, der Hunger, die Krankheiten erreichten einen solchen Grad, daß die Regierung, welche hier natürlich einschreiten mußte, alle Hände voll zu thun bekam. Eine Hungersnoth, wie sie bei uns lokal in Schlesien, in Ostpreußen, in Ungarn vorkommt, läßt sich aber durchaus nicht mit dem Unglück, wie es jetzt in Indien herrscht, vergleichen.

In einem Lande wie Indien, wo die Verkehrsverhältnisse keineswegs so entwickelt sind wie bei uns, ist es natürlich auch mit großen Schwierigkeiten verknüpft, in die von der Hungersnoth betroffenen Gegenden Nahrungsmittel zu senden. Allerdings besitzt Ostindien schon 9500 Kilometer Eisenbahnen, aber gerade in den von der Noth heimgesuchten Distrikten sind die Linien nur dünn und langgezogen. Das Betriebsmaterial genügt nicht, um all den nöthigen Reis zu befördern, und das neu in England bestellte Wagenmaterial muß erst die weite Seereise machen. Was kann aber bis zum Eintreffen desselben nicht alles geschehen! So hat die ostindische Eisenbahngesellschaft fünfzig, die Madrasbahn zwanzig, die Great India Peninsular-Gesellschaft vierzig neue Lokomotiven bloß mit Rücksicht auf die Hungersnoth bestellt. Von den nördlichen Bahnen sind siebenunddreißig Maschinen und fünf hundert Güterwagen nach dem Süden gebracht und somit das Betriebsmaterial wesentlich erhöht worden; aber das alles hilft nicht viel. Dampfer bringen aus allen Gegenden nach den Häfen der unglücklichen Nothdistrikte Reis — wenn derselbe aber auch in Madras anlangt, so tritt die große Frage der Weiterbeförderung auf. Unwillkürlich fallen uns da die Worte des Schloß aus dem Kaufmann von Venedig ein, der auf schwimmende Schiffsladungen nichts gab: „Es gibt Landratten und Wasserratten, es gibt Diebe zu Lande und zu Wasser und dann die Gefahr von Wasser, Stürmen, Klippen!“ Der Reis, der in kolossalen Mengen in Madras gelandet wird, liegt dort Wochen lang, da die Eisenbahn nicht im Stande ist, ihn ins Innere zu verfrachten. Dabei fehlt es an Magazinen, um ihn unterzubringen. Dem mitleidenden Menschen aber wendet sich das Herz um beim Anblicke dieser so daliegenden Massen, während nur wenige Meilen davon tausende Hungers sterben. Wird der Reis endlich vom Landungsplatze nach der Eisenbahn gebracht, womit tausende von Menschen beschäftigt sind, so gelangt gewiß ein Viertel weniger dorthin, denn jeder Lastträger ist hungrig und jeder greift in die vollen Säcke und stiehlt sein Theil daraus für die darrende Familie.

Außer dem Reis kommen noch zwei Weisfrüchte in Betracht, die dem Volke als Hauptnahrungsmittel dienen: Ragi und Cholam, letzteres eine Art Mais. Auch die Preise dieser beiden Früchte sind gleich jenem des Reises unerwöhnlich geworden. Sie werden in Gebinden verkauft, von denen jedes achtzig Kupien wiegt. Die Kupie ist dort nämlich zugleich Gewicht und Geldstück im Werthe von zwei Mark, so daß dort Jedermann in der Kupie zugleich seine Geld- und Gewichtseinheit in der Tasche hat. Um nun zu zeigen, wie die Preise in die Höhe gegangen sind, bemerken wir, daß vor zwei Jahren für eine Kupie durchschnittlich 31 „Sovers“ Ragi oder Cholam gegeben wurden, im August dieses Jahres aber nur 7 $\frac{1}{2}$. Das bedeutet genau eine Vervielfachung der Preise.

Wäre auch Nahrung in genügender Menge vorhanden, so müßte doch schon diese Theuerung allein die größten Nothstände erzeugen. Und sie sind denn auch in der That in der furchtbarsten Weise vorhanden. „Sie haben,“ schreibt ein Engländer aus Bangalur, „keine Vorstellung davon, was es heißt, wenn in Indien dreimal der Regen ausbleibt. Es bedeutet einfach den Tod von zehntausenden und aber zehntausenden.“ Alle Mittel, welche die Regierung ergriff, waren nicht genügend, um dem Jammer und Elend Einhalt zu thun, und die 120,000 Pfund Sterling, welche (bis Anfang September) in England für die Hungernden gesammelt waren, können auch nur einen kleinen Theil des Unglücks beseitigen.

Die indische Regierung greift entweder direkt ein und speist auf ihre Kosten die Nothleidenden oder sie läßt öffentliche Arbeiten ausführen. Nach telegraphischen Berichten vom 5. September aus Calcutta wurden in der Präsidentschaft Madras 901,227 Personen bei den öffentlichen Arbeiten beschäftigt, während 1,430,875 täglich aus Staatsmitteln gespeist wurden. In der Präsidentschaft Bombay betrug die Zahl der erleren 278,731, der letzteren 125,960. In Mysore 49,000 und 213,000. Man sieht also aus diesen drei Beispielen schon, daß es sich um mehrere Millionen Menschen handelt, die dem Hungertode ins Angesicht schauen.

Die einzelnen Berichte und Schilderungen, die aus dem Sitze des Elends zu uns gelangen, klingen denn auch in der That grauenhaft und sind wohl geeignet, unser Mitgefühl in Anspruch zu nehmen. Deutsche Missionare, die in Ostindien zahlreich thätig sind und dort blühende Gemeinden um sich versammelt haben, werden gleichfalls hart betroffen. Missionar Baierlein, der in Bangalur anwesig ist, hat an die Redaktion der „Allgemeinen Missions-Zeitschrift“ (trefflich redigirt von Dr. G. Warneck) einen Bericht gerandt, aus dem die ganze Größe der Noth hervorgeht und aus dem wir einiges mittheilen wollen.

Auf dem Lande, heißt es da, feiert der Ackerbau und so sind die Leute ohne Arbeit und ohne Verdienst. Die täglich an die darrenden Menschen ausgetheilte Nation Reis von einem Pfund auf den Kopf genügt nicht, so daß diese Art der Ernährung nur eine Hinauschiebung des Hungertodes ist. Der Sanitäts-Kommissar von Madras, Dr. Cornish, der das Land bereiste, um der Regierung Bericht zu erstatten, schreibt über die Zustände, welche er fand, folgendermaßen: „Ich kam nach Rundnapally und fand, daß 5000 Arbeiter zu meiner Inspektion versammelt waren. Nach meinem Urtheile waren nicht mehr als 20 Prozent derselben im normalen Zustande, ungefähr 50 Prozent, obwohl noch arbeitsfähig, waren nicht mehr in gutem Zustande, und mehr als 30 Prozent gaben deutliche Zeichen von Noth und Verhungern, die, wenn nicht aufgehalten, ganz sicher zur Erkrankung und zum frühen Tode führen muß. Ein großer Theil war in Lumpen gehüllt. Cholera, Blattern und Hungerdiarrhoe gehen im Schwange, sowohl unter den Kulis, wie unter der übrigen Bevölkerung. Ich habe es oft bedauert, keinen Photographen mit mir herumgeführt zu haben, denn Worte können im besten Falle nur sehr schwach den wirklichen Zustand beschreiben. Aber wenn die Mitglieder der Regierung diese lebendigen Skelette sehen könnten, wie ich sie sehe, so denke ich, würde man ohne Zögern zu dem Beschlusse

kommen, daß der Zustand der arbeitenden Klassen in diesem Distrikte höchst kritisch ist."

Baierlein schreibt: „Die Noth trifft aber auch die mittleren Klassen sehr hart. Leute, die sonst ein genügendes Auskommen hatten, können sich jetzt nicht mehr satt essen. Mit dem Schuldennachen ist es hier auch sehr böse, da die Zinsen 12 Prozent betragen. Während sonst die Städte vom Lande umher versorgt wurden, muß jetzt das Land von den Städten aus versorgt werden. Wenn die armen Dorfbewohner alles aufgezehrt haben, was sich essen ließ, so schleppen sie ihre wandernden Gestalten nach den Städten. Es ist nicht zu beschreiben, welchen Gestalten man hier täglich begegnet, und welche Kinderstellet sie an der Hand oder in den Armen haben! Sie wandern dann gewöhnlich ganz verwildert in den Straßen hin und her, bis sie irgendwo hinfallen und ganz ruhig, ohne eine Klage ihren Geist aufgeben. In einer

Abtheilung von Bangalur allein hat die Polizei in den ersten drei Monaten dieses Jahres 160 solche Leichen aufgefunden. Jetzt werden sie aber, wenn sie noch gehen können, von der Polizei zusammen nach einem der Speiselager hingetrieben, die hier errichtet sind. Zur Zeit hat Bangalur solcher Speiselager fünf, und jedes enthält 3000 bis 4000 dieser halbverhungerten Gestalten. Im ganzen werden hier in diesen fünf Lagern 17,600 Personen täglich umsonst gespeist, und die Zahlen wachsen stets. Vier Fünftel davon sind Frauen und Kinder. Gestern besuchte ich eines dieser Lager nicht weit von meiner Wohnung, in welchem über 4000 dieser Aermsten gespeist wurden. Ich ging die langen Reihen auf und ab, in jeder Reihe saßen ihrer 100—120, Schulter an Schulter mit großer Resignation auf die einzige Mahizeit in 24 Stunden wartend. Die Ausdünstung in der Mittagsstunde war sehr böse, und ich wundere mich nicht, daß so viele der Beamten davon erkrankten und starben. Ich ward ganz unwohl und wollte doch den Anfang der Speisung sehen. Auf der einen Seite des Lagers saßen vier Reihen Kinder von 5 bis 10 Jahren, etwa 500 an der Zahl. Mit einem Male erheben sie alle ihre schwachen Stimmen zu einem langen „Ahi!“ „Was ist das?“ fragte ich den Beamten. „Der Reis kommt,“ sagte er. Meine Stimme stockte, ich weiß nicht, ob nicht die feine auch.“

Und ähnliche Schilderungen, die uns das Blut erstarren machen, liegen in Menge vor. Was sonst nur der Affen Speise ist, die kleine rothe Frucht des Banianenbaumes, das und vieles andere wird jetzt von unseren Mitmenschen in Indien verzehrt, bis sie selbst von der Hungerdiarrhoe verzehrt werden, ja es ist schon ein Fall von Kannibalismus bekannt geworden; ein Mann war eben im Begriffe, ein anderthalbjähriges Kind, das er gefocht hatte, zu verzehren, als er verhaftet wurde!

Daß die deutschen Missionsstationen auch von der großen Noth betroffen werden, erwähnten wir schon. So meldet der Missionar Hübner in Bettigieri (Süd-Mahratta): „Das Elend um uns her ist in der That ein sehr großes und die Fälle werden immer zahlreicher, daß Menschen und Vieh wegen zu geringer Nahrung dem Tode erliegen. Die uns zur Verfügung

stehenden Mittel reichen nur noch einige Wochen.“ Dabei hat sich die Zahl der Hilfejuchenden und Taufkandidaten (1500) stark vermehrt, die gerade jetzt Halt an der Mission zu finden hoffen — aber die Hände der Missionare sind gerade in dieser Zeit der schweren Noth leer und Hilfe ist dringend geboten.“

Wie ausgedehnt das Gebiet ist, welches in Indien von der furchtbarsten Noth jetzt betroffen ist, erkennen die Leser aus unserer Karte, die wir dem „Geographical Magazine“, einer englischen Monatschrift, im verkleinerten Maßstabe nachgebildet haben. Um die Größe des nothleidenden Gebietes überschauen zu können, möge man einen vergleichenden Blick auf das in demselben Maßstabe wie die Hauptkarte gezeichnete Kärtchen von Süddeutschland werfen — sofort wird man erkennen, wie ungeheuer groß das Gebiet ist, um welches es sich handelt. Schon im verfloßenen Dezember berechnete man die nothleidenden Distrikte

in der Präsidentschaft Madras auf 80,000 englische □ Meilen mit 18 Millionen Seelen und in Bombay auf 54,000 englische Quadratmeilen mit 8 Millionen Seelen. Seitdem aber hat sich das Hungergebiet noch bedeutend vergrößert und ebenso die Zahl der Nothleidenden, die jetzt der Einwohnerzahl des deutschen Reiches gleichen dürfte!

Natürlich muß die Regierung alles daran setzen, um der häufigen Wiederkehr so gräßlicher Nothfälle entgegenzuarbeiten. In Indien hat sich Hungersnoth nur zu oft wiederholt. Lord Valentim erzählt uns in seiner Reise, die 1804 stattfand, daß er im Dekan die Straßen mit Todten bedeckt fand, 1873 herrschte in Bengalen die große Hungersnoth und jetzt wieder. Zum Glück ist es die Wissenschaft, die uns wenigstens das Eintreffen eines Hungerjahres, oder was dasselbe sagen will, das Fortbleiben des Regens, vorherzusehen kann, und zwar haben wir diese wichtige Entdeckung den Astronomen und Meteorologen zu verdanken, welche uns den Nachweis führten, daß die Menge oder das Ausbleiben von Regen mit der Häufigkeit oder der Spärlichkeit der Sonnenflecken im Zusammenhange steht. Letzte

tere sind schwarze an der Oberfläche der Sonne befindliche Flecke, die sich scheinbar von Ost nach West bewegen und 13 Tage gebrauchen, um von einem Rande der Sonne bis zum anderen zu gelangen und die bald häufiger, bald weniger häufig auftreten.

Der Einfluß der Sonnenflecken auf irdische Verhältnisse ist übrigens schon lange bekannt, denn bereits 1651 sprach der Jesuitenpater Riccioli es aus, daß dieselben mit der großen Wärme des Jahres 1632 in irgend einem Zusammenhange gestanden hätten; jetzt weiß man mit Bestimmtheit, daß von einem Spiele des Zufalls hier nicht mehr die Rede sein kann und daß die Sonnenflecken zur Luftwärme in bestimmten Beziehungen stehen. Schon im vorigen Decennium waren dieselben näher erforscht und man hatte aus einem großen Beobachtungsmaterial von allen Theilen der Erde erkannt, daß Maxima der Temperatur mit Fleckenminima, Minima der

*) Gaben werden gerne entgegengenommen von dem Komitee der Evang. Missionsgesellschaft in Basel, wie von dem Kollegium der Evang.-Luth. Mission in Leipzig.



Karte der nothleidenden Distrikte in Ostindien.

Temperatur mit Nödenmaxima zusammenfallen. Die zahlreichen Untersuchungen der Regenmengen in den verschiedenen Jahren ergaben stets größere Niederschläge für Nödenreiche und geringere für Nödenarme Jahre. Auch die Zahl der Hagelfälle scheint dieselbe Periodicität zu besitzen und — so seltsam es erscheint — auch eine Wechselbeziehung der Heuschreckenzüge und Sonnenfleden läßt sich nachweisen. Es läßt sich dies dadurch auf, daß heiße und trodene Jahre die massenhafte Ausbildung der Heuschreden begünstigen, nasse sie dagegen vernichten.

Was Indien betrifft, so war es der Direktor der Sternwarte in Madras, Pogson, welcher bereits im verfloßenen Jahre verkündigte, daß für 1877 nur wenig Regen zu erwarten sei, da die Sonne nur sehr wenige Fleden zeige. Man glaubte ihm jedoch nicht und dachte, daß nach so langer Dürre endlich Regen folgen müsse. Pogsons Beobachtungen erhielten Unterstützung durch jene Dr. Hunters, der durch sorgfältige Zusammenstellungen den Nachweis führte, daß nach einem Cyclus von elf zu elf Jahren immer die geringste Zahl der Sonnenfleden und damit der geringsten Regenmenge stattfindet. Damit ist der indischen Regierung ein wichtiger Fingerzeig gegeben, nach dem sie sich richten kann. Sie hat eben mit periodisch wiederkehrenden Kalamitäten zu rechnen.

„Es war aber kein Brot in allen Länden; denn die

Thuerung war fast schwer, daß das Land Aegypten und Kanaan verschmachteten vor der Thuerung“ (1 Moï. 47, 13). Damals stand an der Spitze der ägyptischen Regierung das Finanzgenie Joeseph, ein Mann aus semitischem Stamme, der schon manchen Finanzminister geliefert. Er hatte rechtzeitig Vorräthe aufgehäuft, er heuerte der Noth und wußte nebenbei für seinen Herrn ein vortheilhaftes Geschäft zu machen. Was aber vor 4000 Jahren unter den Pharaonen in Aegypten möglich war, das muß auch die britisch-indische Regierung heute zu Stande bringen können. Es sind auch eine Menge Wege hierzu angegeben worden, die zu besprechen nicht unsere Aufgabe hier ist.

Der Glaube an die Reichthümer Indiens aber ist längst dahin. Indien ist im Verhältnis zu seiner großen Einwohnerzahl (74,000 Quadratmeilen, 200 Mill. Einwohner, 2600 Seelen auf die Quadratmeile) kein reiches Land; doch bringt es genug hervor, um seine Einwohner zu ernähren, wenn es auch keine mageren und keine fetten Jahre hat. Wenn früher habgierige Radshas und Moguls ungeheure Schätze von Gold und Edelsteinen anspeicherten, so muß jetzt die europäische Regierung in ihrer Weisheit Vorräthe sammeln, um bereit zu sein, wenn wieder die Regen ausbleiben, Dürre eintritt, der Acker todt liegt und der schreckliche Hungertod den Menschen ins Gesicht starrt.

Der Prozeß Schrader-Günther.

Abdruck verboten.
Jahrg. v. 11./VI. 70.

Von H. Engelke.

Es war eine natürliche, dem allgemeinen Rechtsgefühl alle Ehre machende Erregung, die sich des Publikums in hohem Grade bemächtigte, als die Presse im Jahre 1876 die Kunde verbreitete, daß der Handelsmann Schrader zu Croppensiedt von dem Schwurgerichte zu Halberstadt im Jahre 1869 unschuldiger Weise wegen Brandstiftung und Mordversuchs mit 15 Jahren Zuchthaus bestraft worden, daß er unschuldiger Weise von dieser Strafe 7 Jahre auf dem Zuchthause zu Halle verbüßt habe, und daß erst nach Ablauf dieser Frist der wirkliche Thäter in der Person des Müllerlehrlings Günther ermittelt worden sei. Reichlich flossen die Gaben für den an Leib und Seele ruinirten Schrader und unter die Spenden mischte sich neben dem Ausdruck des Bedauerns manch herbes Wort des ernstesten Tadel; der Ausdruck „Justizmord“ wurde im Publikum hörbar.

Jetzt, nachdem die Akten über einem der interessantesten Prozesse der Neuzeit definitiv geschlossen sind; nachdem der Müllerlehrling Günther durch Urtheil des Kreisgerichts zu Halberstadt vom 5. Mai 1877 der in Rede stehenden Brandstiftung und des wissentlichen Meineides, den er in seiner Eigenschaft als Zeuge gegen Schrader im Jahre 1869 geleistet, schuldig gesprochen ist; nachdem er ferner in Anbetracht seines damaligen jugendlichen Alters, welches gesetzlich die Verurteilung mit Zuchthaus ausschließt, zu 6 Jahren Gefängniß verurtheilt worden; nachdem endlich Schrader in der neuen schwurgerichtlichen Verhandlung vom 29. Juni 1877 der in Rede stehenden Brandstiftung für nichtschuldig erklärt und das frühere ihn verurtheilende Urtheil vom Jahre 1869 rechtskräftig aufgehoben ist, erscheint es an der Zeit, unter Hervorhebung der thatsächlichen Momente beider Untersuchungen den sonderbaren Kriminalfall näher zu besprechen.

Der Prozeß wird nach der einen oder der anderen Seite lehren, welsch Stückwerk menschliches Wissen ist!

Kaum tausend Schritte von Croppensiedt auf dem Fußwege nach Daldorf lag im Jahre 1869 eine dem Müller Könnide gehörige Windmühle, die am 3. November 1867 bereits einmal zum großen Verluste des Besitzers abgebrannt und von ihm in verbesserter Weise wieder aufgebaut worden war. Die neue Windmühle war eine Hochwindmühle und mit einer einzigen Thüre versehen, zu welcher hinauf von außen eine steile Treppe von 20 Stufen führte. Am 2. Mai 1869 früh gegen 3 Uhr, zu einer Zeit, als der Müllerlehrling Günther sich allein auf der im Gange befindlichen Mühle befand, gewahrten der Zimmer-

geßel Zimmermann und die Arbeiter Eshale, Holzkapfel, Behrens und die Frauen der beiden letzteren Feuer auf der Mühle. Die linke Seite und das Dach an der Stelle über dem Wehlkasten standen in hellen Flammen. Hinzu eilend, sahen die Holzkapfelschen Eheleute, als sie sich bis auf etwa 100 Schritte der Mühle genähert hatten, wie im Feuerheerde ein dunkler Gegenstand aus der offenen Mählenthür die Treppe herabstollerte, während Behrens aus einer Entfernung von 150 Schritten wahrnahm, daß vor der Schwanzrute eine menschliche Figur scheinbar „herumhüpfte“ und dann niederfiel. Als sie an die Mühle herankamen, erkannten sie den Müllerlehrling Günther. Derselbe lag an der Erde und war in den sogenannten „Bod“ gespannt. Mit einem zerrissenen Vorhände waren ihm die Hände auf den Rücken gebunden, mit einem Strick, der über das Band der Hände wegging und diese herunterzog, waren die Beine unterhalb der Kniee fest zusammen geschnürt, der Mund des Günther dagegen war mit einem baumwollenen Taschentuche verstopft. Die Jacke, die Günther trug, hatte auf dem Rücken bereits Feuer gefangen, das nun zuerst von den Zugen ausgebrüht wurde, worauf sie ihn aufhoben und ihn aus dem Bereiche der Flammen und der herunterstürzenden Holzstücke trugen. Dann befreiten sie ihn von seinen Fesseln und brachten den völlig Bewußtlosen, der nach Entfernung des Taschentuches nur durch Athmen noch schwache Lebenszeichen von sich gab, nach der Wohnung des hinzugekommenen Eigenthümers der Mühle. Der um 8 Uhr morgens zu Hilfe gerufene Dr. Voigt ließ den Günther zur Ader und das Bewußtsein lehrte jetzt erst zurück.

Günther verlangte nun sogleich nach dem Bürgermeister Müller zu Croppensiedt und gab zunächst vor dielem, dann aber vor dem Untersuchungsrichter eidlich folgenden Thatbestand zu Protokoll:

„Er habe in der Nacht um 24 Uhr ungefähr ein lautes Klopfen an der von ihm von innen verschloßenen Thüre gehört. Auf seine Frage: wer da? habe eine unbekannte männliche Stimme mit „mal up!“ geantwortet. Während er nun erst die Mühle habe anhalten wollen, habe er einen Krach gehört und plötzlich hätten zwei Männer mit geschwärtzen Gesichtern, ein kleiner und ein großer, vor ihm gestanden. Bei dem Scheine der Oellampe habe er in dem kleineren sofort den ihm wohlbekannten Handelsmann Schrader, den anderen dagegen, der das Gesicht abseit gehalten, nicht erkannt. Schrader habe ihn nun unter Schimpfworten wie „Aas“ und „Hund“ zunächst an der Brust gepackt, der Größere sei dann hinzugekommen, habe ihm

die M
dicht
und
diesel
und
tuche
und
Strick
geßel
fläche
der
kleine
größe
dann
der a



Das neueste Bild des Reichskanzlers.

Nach einer Photographie von Loecherer & Reisch in Berlin.

die Arme nach hinten zusammengedrückt, Schrader habe aus der dicht daneben liegenden kleinen Stube ein Chemiset des Günther und einen Strick geholt, das Vorhemd zerrissen, mit den Stücken desselben ihm die Hände auf dem Rücken zusammen gebunden und ihm dann mit seinem eigenen — des Günther — Taschentuche, das er ihm aus der Jacke gezogen, den Mund verstopft und ihm schließlich, indem ihn beide niedergeworfen, mit dem Stricke die Kniee so zusammen geschnürt, daß der Strick die gefesselten Hände mit festgehalten und dieselben mit den Rückenflächen auf die Waden zu liegen gekommen seien. Nun habe der Genosse des Schrader mit einem Streichhölzchen zuerst den kleineren und da dieser nicht recht habe brennen wollen, den größeren seidenen Cylinder in Brand gesetzt. Schrader habe dann noch einen der beiden in der Mühle befindlichen Hunde, der auf den Namen „Cartouche“ hörte, ergriffen, ihm die Beine

zusammen gebunden und denselben in das kleine Zimmer geworfen. Dann habe sich Schrader mit seinem Genossen, die Mühlenstür offen lassend, entfernt. Inzwischen habe das Feuer mehr und mehr um sich gegriffen, bald das Bett und die Balkenlage erreicht. In Todesangst habe er sich in gekrümmter, durch die Fesselung hervorgerufener Stellung mühsam nach der ungefähr 4 Schritt entfernten Thüre fortgearbeitet. Hier habe er sich auf den Rücken geworfen und sich die Treppe heruntergestürzt. Was weiter geschehen sei, wisse er nicht, da er nun die Besinnung verloren habe.“

Soweit die Behauptung des damals 15¹/₂ Jahre alten und bis dahin in ganz unbescholtenem Rufe stehenden Günther, welche die Einleitung der Untersuchung gegen den Handelsmann Schrader wegen Theilnahme an vorräthlicher Inbrandsetzung der Mühle und Mordversuchs an Günther zur Folge hatte.

Im Laufe dieser Untersuchung wurden Gänthers Angaben, der nach wie vor dabei blieb, daß er sich in der Person des Schrader durchaus nicht geirrt habe, durch folgende Ermittlungen unterstützt.

Günther gab gleich anfangs an, daß Schrader eine Mütze, ein graues Beinkleid und eine rothgestreifte Jacke getragen habe. Als Schrader ihm vorgestellt wurde, trug derselbe zwar ein graues Beinkleid, aber eine andere Jacke. Von dem Bürgermeister Müller befragt, ob er noch eine zweite Jacke besäße, verneinte Schrader dies. Die Haussuchung erfolgte sofort und man fand in der Wohnung des Schrader eine rothgestreifte defekte Jacke, welche Günther sofort als die von Schrader bei der That getragene, ebenso wie die Mütze und die Hufe wieder erkannte. Befragt, warum er den Besitz der Jacke geleugnet, gab Schrader an: er habe sich geschämt, dem Bürgermeister zu gestehen, daß er eine so schlechte Jacke besäße!

Noch während des Brandes begab sich der Leinweber Möwes vor das Kirchthor, um von dort aus die Mühle brennen zu sehen. Als er hier 5 Minuten gestanden, gewahrte er den Schrader plötzlich neben sich, der jetzt einen blauen Tuchrock trug und wie der Zeuge sagte, so frisch und blatt erschien, als ob er sich eben gewaschen und rasirt habe. Wenige Stunden später erschien Schrader bei seinem Nachbar, dem Schneidermeister Staats. Hier kam die Rede auf den Brand, und Schrader sagte, als eine anwesende Frau bemerkte, daß der Thäter durch Günther herauskommen werde, „es sei doch eine Schande, so einen Jungen zu binden und in die Mühle zu werfen, um ihn zu verbrennen!“ Dann aber fuhr er fort: „Daß es gewesen sein, wer da will, ich bin es nicht gewesen,“ und dann: „Wer das erste Mal die Mühle angesteckt hat, der wird es auch wohl jetzt gewesen sein; das erste Mal hatte Könnicke mich im Verdacht, wen mag er nun wohl im Verdachte haben?“

Anfangend den Beweggrund zur That, so ergab die Untersuchung, daß Schrader in hohem Grade von Haß gegen den Eigentümer der Mühle befeelt gewesen war. Letzterer hatte ihn in Folge eines Streites im Jahre 1867 aus der Arbeit entlassen. Schrader hatte sich schon eine Strecke entfernt, hatte sich dann aber wieder umgedreht und dem Könnicke mit drohender erhobener Hand zugerufen: „Warte nur, Du sollst noch an mich denken!“ In Verbindung mit dieser übrigens wiederholten Drohung schien nun eine weitere, bei dem oben gedachten Gespräche mit dem Schneider Staats von Schrader gemachte Aeußerung zu stehen, welche lautete: „Könnicke ist nun ein armer Mann, er kann nicht wieder aufbauen.“

Schrader leugnete die That. Er trat den Beweis des Alibi mit der Behauptung an, daß er die ganze Nacht zu Hause gewesen und erst ungefähr um 2¹/₂ Uhr früh durch Kinder, welche seine Tochter Johanna zur Feldarbeit abgerufen, geweckt worden sei.

Dieser Beweis mißlang ihm. Johanna Schrader gab vor Gericht an, daß sie um 1³/₄ Uhr aufgewacht, dann aber wieder eingeschlafen sei und nicht wisse, ob ihr Vater etwa von dieser Zeit ab bis zu ihrer um 2³/₄ Uhr erfolgten Abrufung zur Feldarbeit das Haus verlassen habe. Die Mädchen Glockmann und Volkmann aber, welche die Johanna Schrader abgerufen, gaben an, daß sie dieselbe um 3 Uhr geweckt und eine männliche Stimme — Schrader war der einzige Mann, der im Hause wohnte — geantwortet habe: „Sie kommt gleich.“ Sie seien jetzt nach dem Gröninger Thor gelaufen und hätten von hier aus die Windmühle in vollen Flammen gesehen.

Die Wohnung des Schrader war nun aber von der Mühle nur 1055 Schritt entfernt, so daß Schrader sehr gut die That um 2¹/₄ Uhr verübt haben und um 3 Uhr wieder zu Hause gewesen sein konnte.

Dies der wesentliche Inhalt der Anklageschrift, durch welche am 12. Juli 1869 das Schwurgericht mit der Entscheidung befaßt wurde. Die Geschworenen bejahten mit mehr als sieben Stimmen die beiden auf Theilnahme an der Brandstiftung und auf Mordversuch gerichteten Fragen, und es erfolgte Schraders Verurtheilung zu 15 Jahren Zuchthaus.

bleiben wir zunächst bei diesem Wahrspruche der Geschworenen stehen. Konnte ein anderer Spruch als dieser erfolgen? Wir antworten: Niemals! Es liegt klar zu Tage,

daß die Anklage mit der Frage der Glaubwürdigkeit des Zeugen Günther stehen oder fallen mußte. Es ist weiter wohl unbestritten, daß, wenn man will, man recht erhebliche Bedenken gegen die Richtigkeit der Gäntherschen Aussage zu Tage fördern kann. Man kann zunächst die Unwahrscheinlichkeit hervorheben, daß Schrader, um sich für die von Könnicke erlittene Unbill zu rächen, zwei Jahre zur Ausführung seiner Rache habe vergehen lassen; man kann die Frage aufwerfen: warum wählte Schrader einen Zeitpunkt zur Ausführung, als sich auf der Mühle, die öfters bei Windstille ohne einen Bewohner leer stand, ein Mensch befand; warum brach er die Thüre ein, die Günther sofort geöffnet haben würde; warum brachte er das Material zur Fesselung des Günther nicht selbst mit; wie fand er den Strid und das Vorhemd in der dunkeln Mühlenstube; wie fand er das Taschentuch zum Verstopfen des Mundes in Gänthers Tasche; warum fesselte er nur den einen der beiden Hunde; warum schimpfte er den Günther, der ihm nie etwas zu Leide gethan, Has und Hund; warum schwärzten er und sein Genosse sich die Gesichter, da beide doch offenbar mit dem Vorhatsake handelten, den einzigen Zeugen der That zu verbrennen; warum wählte Schrader gegen Günther das grauige unerhörte Mittel des Flammentodes, während ein viel einfacheres zu finden gewesen wäre, dessen Spuren die Flammen vertilgt haben würden; weshalb verrammelte er nicht wenigstens die zerbrochene Thüre so, daß ein in den Bod gespannter Mensch durch sie nicht hätte entweichen können; warum wählte er endlich zur That die frühe Morgenstunde, als schon Menschen auf den Weiden waren; warum nicht die Witternacht? Solche und noch andere für die Vertheidigung hochwichtige Fragen kann man zu Gunsten Schraders aufwerfen; aber was sind alle diese Fragen, die einer ungezwungenen Beantwortung fähig sind, gegen das gewaltige Beweismaterial, das gegen ihn spricht!

Die Zeugen sehen eine Gestalt die Treppe der brennenden Mühle herunterkollern, einmal aufhüpfen und niederfallen. Sie eilen herbei und finden den gefesselten und ganz bewußtlosen Günther, dessen Jacke auf dem Rücken hell brennt, an einer Stelle, wo die herunterstürzenden brennenden Hölzer ihn jeden Augenblick zu erschlagen drohen. Die Zeugen müssen das Messer zur Lösung der festen Bande gebrauchen und erklären später vor den Geschworenen, daß ihrer Ansicht nach ein Mensch sich auf diese Weise niemals selbst fesseln könne. Sie tragen nun um 3 Uhr früh den Bewußtlosen zu Könnicke, es wird zum Arzt geschickt, der sich vergebens bemüht, die Bewußtlosigkeit zu heben und um 8 Uhr morgens die Ader schlagen muß. Dieses hilft, und Günther verlangt sofort nach dem Bürgermeister, dem er die Ereignisse der Nacht schildert und eine rothgestreifte Jacke als Kleidungsstück des Schrader angibt. Inzwischen ericheint Schrader sauber gewaschen, rein und blatt im blauen Rock neben dem Zeugen Möwes und sieht sich das Feuer an; dann geht er zu Staats, sucht hier augencheinlich den Verdacht von sich abzulenken und leugnet endlich den Besitz der später bei ihm gefundenen Jacke unter der elenden Ausflucht der Scham darüber, daß die Jacke defekt gewesen.

Konnte bei der Centnerlast dieser Beweise eine gewissenhafte und energische Geschworenenbank ein anderes Urtheil fällen, als geschehen? Wir antworten nochmals: Nun und nimmermehr! Aber noch mehr, viel mehr!

Gegen jedes schwurgerichtliche Urtheil steht dem Angeklagten das Rechtsmittel der Richtigkeitsbeschwerde zu. Dasselbe läßt sich freilich nur auf Verletzung von Gesetzen oder Rechtsgrundsätzen gründen und hat meistens keinen für den Verurtheilten günstigen Erfolg. Aber wie der Ertrinkende sich an einen Strohalm klammert, so versucht der unschuldiger Weise zu 15 Jahren Zuchthaus verurtheilte Mensch doch wenigstens den einzigen zu seiner Rettung noch möglichen Weg.

Und was thut Schrader? Nichts von alledem; das Erkenntniß wird rechtskräftig, und er wird am Tage der Rechtskraft nach dem Zuchthause zu Halle abgeführt, am 21. Juli 1869! Der Prozeß war zu Ende.

Drei Monate später, am 27. Oktober 1869, brachte Schrader vom Zuchthause aus ein Resolutionsgesuch unter der Behauptung an, daß Günther sich in seiner Person geirrt

haben müsse. Mangels alles Beweises wurde das Gesuch zurückgewiesen. Untertal Jahr später, am 29. März 1871, beantragte er von neuem, die Untersuchung wieder aufzunehmen. Dieses geschah. Es wurde ermittelt, daß Günther nach dem Brande bei dem Müllermeister Müller in Haseborn in Arbeit getreten, daß er dort geübert habe, er könne sich selbst in den Vordruck spannen, daß er gegen den Müller Unredlichkeiten verübt und sich schlecht betragen habe, daß er von diesem entlassen worden und daß zwei Tage später die Mühle des Müller abgebrannt sei. Alles dieses genügte selbstverständlich nicht, um das Urtheil gegen Schrader umzustößen, und Schrader wurde abschläglich beschieden. Im nächsten Jahre 1872 war die Polizei zu Croppenstedt der Schrader'schen Sache wieder näher getreten. Gestützt auf diese Ermittlungen, wurde die Ansicht laut, daß Günther sich selbst gefesselt und den Schrader fälschlich bezüchtigt habe, daß Günther wegen Diebstahls bestraft worden und ihm alles zuzutrauen sei. Erst im Jahre 1873 konnte Günthers Aufenthalt ermittelt werden und seine Vernehmung erfolgen. Vor dem Gerichte zu Wanzleben vernommen, verließ Günther aber bei allen seinen früheren Angaben auf das Bestimmteste und leugnete entschieden die Selbstfesselung, so daß der Antrag der Polizei, den Schrader vorläufig aus dem Zuchthause zu entlassen, eben so wie ein Gnadengesuch, welches Schrader im Oktober 1873 einreichen ließ, zurückgewiesen werden mußte.

Am 31. Oktober 1876, also mehr als sieben Jahre nach dem Mühlenbrande, meldete sich Günther bei einem Schutzmann in Magdeburg mit der Angabe, sein Gewissen lasse ihm keine Ruhe, Schrader sisse ungeschuldig, er selbst sei der Brandstifter. Verhaftet und gerichtlich vernommen, blieb er bei diesem Geständniß und gab an:

„Er sei zu jener Zeit von einem Schieferbeder zu Diebstählen am Mehl seines Brotherren Könnicke verleitet worden, habe am 1. Mai 1869 den Könnicke $\frac{1}{2}$ Scheffel Mehl gestohlen und dasselbe an den Ziegelbeder, der zu ihm auf die Mühle gekommen, für wenige Groschen verkauft. Als der Ziegelbeder sich entfernte, sei ihm der Gedanke aufgestiegen, daß Könnicke den Diebstahl entdecken werde. Aus Furcht vor Schande habe er den Entschluß gefaßt, die Mühle anzufestern. Um 1 Uhr nachts habe er das Stroh seines Bettes angezündet, dann mit einem Stride sich unterhalb der Kniee beide Füße, mit einem zerrissenen Vorhemd die Hände auf den Rücken gebunden, sich ein Taschentuch in den Mund gestopft und sich nun im vorderen Mühlenraum bei offenschender Thür auf den Rücken geworfen in der Absicht, sich mitzuerbrennen (!). In Folge des Rauches und der Hitze habe er das Bewußtsein verloren, und wisse daher nicht, wie er aus der Mühle gerettet worden sei. Als er bei Könnicke wieder zum Bewußtsein gelangt, habe er den Namen Schrader nennen hören, auch sei er gefragt worden, ob „es nicht ein kleiner Mann gewesen sei“. Da sei ihm eingefallen, daß man Schrader im Verdacht gehabt, die Könnicke'sche Mühle zwei Jahre früher angezündet zu haben, und so habe er denn auf die Frage, wer ihn gefesselt, den Schrader genannt und den Vorfall wie angegeben erzählt. Seine ganze Erzählung sei von Anfang bis zu Ende erfunden gewesen; er habe, da er nur doch einmal nicht mitverbrannt sei, sich vor Strafe schützen wollen und, da er einmal gelogen, nun auch ferner vor Gericht gelogen und falsch geschworen. Der reine Zufall sei es, daß die rothe Tade bei Schrader gefunden sei. In letzter Zeit habe ihm das Gewissen geschlagen, und schlaflose Nächte hätten ihn endlich bewogen, mit der Wahrheit nicht länger zurückzuhalten.“ So weit das Geständniß des Günther, welches die Einleitung der Untersuchung gegen ihn wegen Brandstiftung und Meineides zur Folge hatte. Die Untersuchung ergab nun folgende Punkte, die für die Richtigkeit dieser Selbstbezüchtigung sprachen.

Zunächst muß bei der Fruchtlosigkeit der in dieser Richtung stattgehabten Ermittlungen der ganz unwillkürlich aufsteigende Gedanke von der Hand gewiesen werden, daß Günther etwa durch die Angehörigen Schraders, durch Geschenke u. veranlaßt worden, die Schuld auf sich zu nehmen und Schrader zu befreien. Schrader und seine Angehörigen waren damals vollständig vermögenslos. Eben so wenig ist der Annahme Raum zu geben, daß Günther aus Mittellosigkeit sich entschlossen, durch

ein falsches Geständniß ein freies Unterkommen in einem Gefängnisse zu finden. Er besitzt zwar kein Vermögen, aber er zählt jetzt vierundzwanzig Jahre und ist ein starker kräftiger Mensch. Mit Schrader, der nach wie vor seine Unschuld behauptete, am 26. März 1877 zusammengestellt, legte Günther die Zeichen bitterster Reue an den Tag. Auch geistig ist er vollständig intakt. Das ärztliche Gutachten geht dahin, daß Günthers Selbstanklage nicht das Resultat eines in Folge von Geistesstörung entstandenen und habituell gewordenen Irrthums sei, sondern auf voller objektiver Wahrheit zu beruhen scheine, und er sich im Zustande völliger geistiger Freiheit und Klarheit befinde. — Weiter gewinnt es den Anschein, daß Günther sich mit dem Gedanken, die Mühle in Brand zu stecken, schon länger getragen hat. Ein Zeuge wurde ermittelt, zu dem er vierzehn Tage vor dem Brande die Worte gesprochen: „Ich weiß nicht, wie mir ist, mir ist gerade so, als ob die Mühle abbrechen sollte!“ Dieselben Zeugen, die ihn am 2. Mai 1869 gefesselt unter der brennenden Mühle gefunden und bekundet hatten, daß ihrer Ansicht nach eine Selbstfesselung unmöglich gewesen sei, hielten bei ihrer neuen Vernehmung am 5. Mai 1877 wegen Länge der Zeit nicht mehr Stik. Sie wurden über die Art der Fesselung schwankend und unsicher und vermochten nicht einmal zu bekunden, ob eine oder beide Hände gefesselt gewesen, trotzdem Günther dabei verblieb, daß er sich beide Hände gebunden habe. Sein Dienstherr Könnicke bekundete endlich, daß Günther nach dem Brande im Schlafe wiederholt ängstlich gerufen habe: „Cartouche (der Name des Hundes) brennt!“

So erfolgte am 5. Mai 1877 meist auf Grund seines nicht widerlegten Geständnisses Günthers Verurtheilung zu sechs Jahren Gefängniß wegen Brandstiftung und Meineides. Volenti non fit injuria! In Folge dieser Verurtheilung aber wurde Schraders Restitutionsgesuch einem neuen Schwurgerichte überwiesen und es erfolgte am 29. Juni 1877 auf Grund neuer Verhandlung seine Freisprechung von der Anklage der Brandstiftung und des Mordversuchs und die Aufhebung des Schwurgerichtsurtheils vom 12. Juli 1869.

Schrader ist rechtskräftig freigesprochen! Günther ist auf Grund seiner Selbstanklage rechtskräftig verurtheilt. Mit Schrader haben wir nichts mehr zu thun, das Gesetz verbietet, auch nur den Schatten eines Verdachtes auf ihn zu werfen. Anders verhält es sich mit der Selbstanklage des Günther, die schon auf den ersten Blick von Unwahrscheinlichkeiten strotzt, die sich an der Hand der zu Tage geförderten thatsächlichen Mittheilungen noch erhöhen.

Günther will, durch einen Ziegelbeder verführt, seinen Herrn um einen halben Scheffel Mehl bestohlen, und aus Furcht vor Entdeckung und Schande die Mühle in Brand gesetzt habe. Der Ziegelbeder ist nun aber im Laufe der neuen Untersuchung vernommen worden und hat, trotzdem seine That durch die abgelaufene Verjährung gedeckt war, bei seiner allerdings nur uneidlichen Vernehmung auf das lebhafteste bestritten, den Günther jemals aufgefordert zu haben, für ihn Mehl zu stehlen. Aber wenn dieses doch der Fall gewesen, so lag die Entdeckung des Diebstahls von einem halben Scheffel Mehl durch Könnicke überaus fern. Der Geschäftsbetrieb in der Mühle war sehr bedeutend. Es lagerten zur Zeit des Brandes dort gegen 50 Scheffel Getreide und Mehl, so daß das Verschwinden einer so geringen Quantität kaum zu bemerken gewesen sein würde. Günther will weiter den Entschluß, sich mit der Mühle zu verbrennen, gefaßt und sich zu diesem Behufe gefesselt und auf den Rücken geworfen haben. Was soll man dazu sagen? Nur als Märchen und pure Erfindung kann man diese Angabe bezeichnen. Kein Mensch ist so einfältig, daß er, wenn er sich aus dem Diesseits in das Jeneseits spediren will, die qualvollste und entseßlichste aller Todesarten wählt, noch dazu wegen eines gestohlenen halben Scheffels Mehl und einer bevorstehenden Strafe von wenigen Tagen Gefängniß. Es tritt hinzu, daß Günther keineswegs ein Mensch ist, der sich wegen des Eigenthums anderer große Strupel und Gewissensbisse macht. Bald nach dem Brande, noch in demselben Jahre, hat er sich Unredlichkeiten und fünf

einzelne Diebstähle und Betrügereien gegen einen anderen Dienstherrn zu Schulden kommen lassen, ein Jahr nach dem Brande 1870 ist er wegen Diebstahls und Betruges von dem Kreisgerichte zu Wanzleben mit 6 Wochen Gefängniß bestraft worden. Gezeigt auch den Fall, er habe mit jenem Diebstahl von einem ½ Scheffel Mehl den ersten Schritt auf der Verbrecherlaufbahn gethan und den Entschluß des Selbstmordes gefaßt, so gab es doch ein viel einfacheres, schnelleres und sichereres Mittel — er hatte einen Strid und Nägel gibt es in jeder Mühle! Statt dessen bindet er sich mit dem Stride die Füße an den Knien, mit einem zerrissenen Vorhemd beide Hände auf dem Rücken zusammen und stopft sich als Knebel sein Taschentuch in den Mund, derartig, daß ihm die Luft vergeht und er, als er von den Zeugen gefunden wird, nach Entfernung des Knebels erst wieder durch Athenzüge ein schwaches Lebenszeichen von sich gibt. — Wir fragen, wie in aller Welt hat er denn mit dem Taschentuch sich derartig den Mund verstopfen können? Man läßt es sich gefallen, daß er vielleicht mit Hilfe der Stiefelabzüge die Schleife um beide Hände fest zugeschnürt hat, aber dann mußte er doch jedenfalls das Taschentuch schon im Munde haben, denn nachdem er sich die Hände auf den Rücken gebunden, war dies nicht mehr möglich. Ist es nun aber glaubhaft, daß er mit dem Knebel im Munde, der ihm zum mindesten einen Theil der Luftwege verschloß, das immerhin geraume Zeit in Anspruch nehmende Zusammenbinden der Hände vorgenommen hat? Und wenn er es gethan, weshalb verstopfte er sich den Mund, da er ja mit der Mühle zusammen verbrennen wollte! In diesem Zustande will er sich auf den Rücken geworfen und nun total die Besinnung verloren haben. Aber die Zeugen bemerken aus der Ferne, wie er ohne fremde Hilfe sich die Treppe herabrollert und unten noch „umherhäpft“.

Kann das ein Mensch, dem total die Besinnung geraubt ist? Muß sich jemand, der 20 heile Stufen geknabelt und hilflos herabstürzt, nicht körperlich verletzen, oder hat er erst durch den Fall die Besinnung verloren? Die Zeugen finden ihn ohne solche und er bleibt fünf Stunden lang bewußtlos.

Als er seiner Sinne wieder mächtig wird, will er gehört haben, daß von den Umstehenden der Name Schrader ausgesprochen wurde, und daran gedacht haben, daß Schrader in Verdacht gefanden, vor 2 Jahren die Mühle Könniges angezündet zu haben. Aber Könnige befand eidlich, daß er wegen jenes Brandes den Schrader niemals im Verdachte gehabt und daß sowohl während als nach der Bewußtlosigkeit des Gänther keine im Zimmer anwesende Person den Namen des Schraders genannt habe. Sofort nach wiedergekehrtem Bewußtsein verlangt Gänther nach dem Bürgermeister und erzählt eine halbe Stunde später, nachdem er fünf Stunden bewußtlos gewesen, mit den kleinsten Einzelheiten ein überaus complicirtes Märchen, in welchem er einen ganz unschuldigen Menschen der schwersten Verbrechen wider besseres Wissen beschuldigt. Ist das psychologisch erklärbar?

Ist es möglich, daß die Wiederkehr in das Leben mit der größten und schändlichsten Lüge beginnt, oder sind es Phantasiengebilde gewesen, die ihn umgänkel haben? Aber er hält sieben lange Jahre daran fest, bis ihm endlich doch zu sehr das Gewissen schlägt und er sich selbst denunziert. In dieser Zwischenzeit aber stiehlt und betrügt er, wird auch wegen Mißhandlung eines Menschen mit sechs Wochen Gefängniß bestraft und wandert aus einem Dienste in den anderen.

Wir sehen, wie in der Selbstanlage des Gänther immer eine Unwahrscheinlichkeit der anderen auf dem Fuße folgt. Es mag ja sein und es gehört ja nicht geradezu, wie dies auch durch das ihn verurtheilende Erkenntniß festgestellt ist, in das Bereich der Unmöglichkeit, daß Gänther, um jenen kleinen Diebstahl zu verdecken, die Mühle in Brand gesetzt hat; es mag sein, daß er mit der Selbstsefflung eine Komödie aufgeführt hat, nicht um sich durch Feuer zu tödten, sondern um sich zu retten und in möglichst drastischer Weise die Spur des Verbrechens auf eine andere Fährte zu lenken, aber — der Knebel im Munde, seine eigene auf dem Rücken in Brand gerathene Kleidung, seine Lage unter den herabstürzenden glühenden Trümmern, seine fünfständige Bewußtlosigkeit ...

Wer will es wagen, diesen Schleier zu heben?

Am Familientische.

Eine beruhigende Ehrenrettung.*

„Erlauben Sie einem langjährigen Abonnenten,“ schreibt uns Herr Rejmer aus Buffalo N. Y., „etliche Bemerkungen über den „Coloradofäfer“ im Anschluß an den betreffenden Artikel des Herrn Dr. Brauns in Nr. 43 Ihres Blattes. Die originelle Berichtigung der ersten Antommilinge desselben zu Wühlheim a. Nh. hat hier nicht wenig Stoff zu Witz gegeben, und erst gestern las ich in einer hiesigen deutschen Zeitung den „Aufgegangenen Brief eines ausgeräuchernten Coloradofäfers an seine Verwandten in America“, worin er auf eine ergötzliche Weise die schmachtvolle Behandlung erzählt, die ihm im Lande der Denker zu Theil geworden sei, und ihnen den Rath gibt, ja zu Hause zu bleiben etc. Doch abgesehen von solchen Witz, wünscht gewiß jedermann, daß die im alten Vaterlande angewendeten Maßregeln ihren Zweck erreichen möchten, obgleich wir uns dabei eines leinen Zweifels nicht zu erheben vermögen.

Kleinliche Gemüther mögen bei der furchtbaren Gefährlichkeit und Vermehrungskraft der kleinen Unholde bereits Hungersnoth und Elend im Auge sehen. Ihnen zum Trost sei hier aus der Heimat des Coloradofäfers, wo er bereits unfreilich seine größten Thaten verrichtet hat, die Nachricht, daß alle Anzeichen vorhanden sind, daß wir hier trotz allen Käfern eine geradezu ausgezeichnete Kartoffelernte haben werden. Nie sah ich die Kartoffel selber schöner stehen; ganze Wagenladungen der schmachtlichsten Kartoffeln kommen täglich in die Stadt, und bereits ist der Preis auf ein Drittel ja ein Viertel des vorjährigen herabgeunkenen.

Sie vermuthen vielleicht, daß der Coloradofäfer in hiesiger Gegend noch nicht, oder doch nicht zahlreich erschienen ist. Leider ist das Gegenheil der Fall. Derselbe hat im vorigen Jahr die Kartoffelernte theilweise zerstört. Doch gab es schon damals aufgeweckte Landwirthe, die durch rechtzeitiges Einbringen einen Theil ihrer Ernte retteten und in den hohen Preisen vollkommenen Ersatz für den angerichteten Schaden fanden. Der hohe Preis war auch für die Majorität unserer Landwirthe eine zu große Last, als daß sie das Risiko nicht auf sich genommen hätten, trotz der Käfer ihre Acker mehr als je zuvor mit Kartoffeln zu bepflanzen. Ganz besonders war es eine äußerst feine und schmack-

* Die vorstehenden Mittheilungen des Herrn Rejmer, für die wir bestens danken, werden gewiß allseitig beruhigend wirken. Trotzdem wird man gut thun, in seiner Aufmerksamkeit nicht nachzulassen, denn ein gefährlicher Gast bleibt der Coloradofäfer immerhin. D. N.

hafte Frühkartoffel (Early Rose), die massenhaft angebaut wurde; und das nicht allein wegen ihrer Güte, sondern auch weil ihre frühe Reife am meisten Garantie bot, sie vor dem Feinde zu retten. Zwar waren auch mit den ersten Keimen die Käfer da, aber nun zog jedermann täglich zu Felde, den Feind durch fleißiges Ableben zu schlagen. Das Resultat war wie oben erwähnt.

Ob dieses Ableben allein dem Umfichgreifen der Plage Einhalt gethan hat, oder ob noch andere Ursachen mitwirkten, ist schwer zu entscheiden. Nicht lange nach dem Wiedereintritten des Käfers hieß es, er sei nicht so schlimm und zahlreich wie im vorigen Jahr, ja man sprach davon, daß — Läuse ihn tödten. In der That fand mein Nachbar-Kollege in North-Buffalo in Gemeinschaft mit einem Arzt bei einer mikroskopischen Untersuchung nicht weniger als 11 Läuse auf einem Käfer. So ist in dem großen Haushalte der Natur dafür gesorgt, daß auch solche Plagen wieder ein Ende finden, womit freilich der Gleichgültigkeit und Trägheit nicht das Wort geredet sein soll.

Kleinlich scheint es sich auch mit der Denksirenenplage zu verhalten. Während die einen von der Strenge des Winters, den Regengüssen des Frühjahres, ja von kleinen Mäusen, welche die Heuschrecken heimzusuchen sollten, von Wögeln, die sie verzehrten, hoffnungsvoll das Ende der Plage erwarteten, verwiesen andere trübselig diese Erwartungen ins Reich des Himmels und prophezeiten angesichts der ungeheuren Brutstätten noch größeres Unheil als je zuvor. Gott sei Dank! Die Schwarzheher sind gründlich zu Schanden geworden. Kehrt es uns auch an einer eingehenden wissenschaftlichen Analyse, um die Ursache der Abnahme dieser schrecklichen Plage zu erklären, so besagt doch die einzige Thatsache, daß die bisher am meisten von den Heuschrecken heimgesuchten Staaten: Minnesota, Iowa, Nebraska, Kansas und Missouri dieses Jahr 55 Millionen Bushel Weizen mehr zu Markt bringen werden als im vorigen, mehr als alle anderen. So möge denn niemand bei irgend einer Heimischung den Muth verlieren, sondern durch Fleiß und Einsicht der Gefahr zu begegnen suchen, dann wird der Segen von oben nicht fehlen.

Inhalt: Unser Graf. — Erzählung von Th. S. Pantenius. — Eine historische Frage. Von Max Allihn. — In dem Bilde von H. Kaulbach: J. S. Bach und Friedrich d. Gr. — Unter der Linde. Lieber aus der deutschen Vergangenheit. 1—4. Von Carl Stieler. — Die Hungersnoth in Indien. Mit Uebersichts-karten. — Der Prozeß Schrader-Gänther. Von H. Engelde. — Das neueste Bild des Reichstanzlers. Am Familientische. Eine beruhigende Ehrenrettung. Von Rejmer.

den, daß
wurde,
den, vor
Königliche
Schrader
und als
mer an-
we. So-
er nach
er, nach-
kleinsten
welchem
rbrechen
klärbar?
den mit
s Phan-
er hält
zu sehr
n dieier
en Miß-
bestraft

r immer
lgt. Es
dies auch
in das
kleinen
hat; es
die auf-
dern um
Spur des
— der
brand ge-
glühen-

urde; und
rühre Meie
war waren
jedermann
gen. Das

e Einhalt
schwer zu
stern hie
or, ja man
land mein
in Arzt bei
Pauze auf
dafür ge-
mit freilich
in soll.

e zu ver-
den Regen-
denichreden
gsvoll das
diese Er-
ts der un-
Gott sei
den. Fehlt
e, um die
so besagt
den Deu-
ta, Kantas
e zu Markt
So möge
tieren, ion-
chen, dann

is. — Eine
Kantbad;
Wieder aus
Die Hun-
Schrader-
schlanglers.
Wächter.



Im Neuen sich treu
Und im Alten auch neu:
Den Wahlspruch der
Welt
Hab auch ich mir ge-
stellt.
(Alte Inschrift.)

Dabeim
1878
No. 1.



Großes Lesen, frohgelesenes Lesen!

Die Brüder sind nicht nur Leser, sondern sie sind auch die Träger der Kultur und der Wissenschaft. Sie sind die Hüter der Vergangenheit und die Führer der Zukunft. Sie sind die Säulen der Nation und die Lichter der Welt.



Das Lesen ist eine der höchsten Tugenden. Es führt uns zu neuen Entdeckungen und erweitert unseren Horizont. Es ist ein Weg zur Weisheit und zur Glückseligkeit.



Das Lesen ist eine der höchsten Tugenden. Es führt uns zu neuen Entdeckungen und erweitert unseren Horizont. Es ist ein Weg zur Weisheit und zur Glückseligkeit.



Das Lesen ist eine der höchsten Tugenden. Es führt uns zu neuen Entdeckungen und erweitert unseren Horizont. Es ist ein Weg zur Weisheit und zur Glückseligkeit.



Das Dufeln zu lassen gestatten sollen und für sich an dem schreiben von die sich geirigt, als man die
 sich gepalst haben. Langhinkreisintzen -
 von dem wir sind zu lassen und.
 vollen Spinn, gestohle mehr Leser.



falt, begriffen wir sorgfältig die mehren Leser.
 in Leser eine ganze Menge reichten. Wir
 alle die Zeitgeschichten sind das für sie zu lesen.



als geschandte die Zeitgeschichten und gestatten, von Länge
 jeder sich jeder gebildete Mensch im Hause steht, der
 wir immer nicht auf das, trefflichste aller allzeitigen
 Familienblätter abonniert hat, wir unterstützen -
 unterstützen, wie es ein gutes Verstandesvermögen.
 Hochachtungsvoll ist, dass das alles, für den ersten.



die billigen Preis von so und so viel geboten werden kann, wenn man viel mehr,
 Leser die sich eine gute Meinung zum Abon-
 nent besorgen werden ist und verbunden
 darauf, dass das Blatt ihn fast fallen wird.



Alle sind mehr Leser werden bemerkbar, dass wir durch
 in Dufeln besorgter Zeitungen dem alten Blatte ein
 Verbesserung und Erweiterung zugesichert haben, welche wir
 beabsichtigen sollen, dass man den Tag und die Zeit besetzt.



wahrscheinlich zu folgen.

Leser der Zeitgeschichten;
 Dankbar begreift und
 eifriger Leser sind man
 und, in das Buch
 zu geben.

Leipzig,
 Ende September 1871.



Dies soll, - wir fallen schon in den
 besorgen wir als ab, - fassen die
 feierlich beschleunigt, ver,
 Leser, und gestatten die
 der Redaktion zu nicht
 die ganz ergeben

Redaktion des Dufeln.



Lob der geschaidten Frau.

Aus Fischart's Philosophischem Ehezuchtbüchlein. Straßburg 1578.

am er schreiet,	Sie nur schweiget,
Schweigt er dann,	Redt Sie ihn an;
Ist er grimmsinnig,	Ist sie kühl-sinnig,
Ist er vielgrimmig,	Ist sie stillstimmig;

Ist er ungestümmig,	Ist sie kleinstimmig;	Sie ist die Nacht,	Er hat Tags Macht:
Lobt er aus Grimm,	So weicht sie ihm;	Was nun von der Sonnen	Am Tag ist verbronnen,
Ist er wützig,	So ist sie gütig;	Das kühl die Nacht	Durch des Mons Macht.
Mault er aus Grimm,	Redt sie ein ihm.	Also wird gestillt,	Auch was ist wild.
Er ist die Sonn,	Sie ist der Men;	Sonst gern geschicht,	Gleich wie man spricht:

Zween harte Stein Mal'n nimmer klein.

Ein g'scheid Frau läßt den Mann wohl wütthen,
Aber dafür soll sie sich hüten,
Daß sie ihn nicht lang maulen lasse,
Sondern durch linde Weis und Maße
Und durch holdselig freundlich Gespräch
Bei Zeiten ihm den Mund aufbrech.

An unsere Leser.

Die bereits im vorigen Jahrgange gelegentlich erschienenen **Beilagen** werden im neuen (XIV.) Jahrgange jeder Nummer beigegeben werden, eine Mehrleistung, welche die geringfügige Abonnements-erhöhung von 20 Pfennigen pro Quartal nöthig macht und gewiß gerechtfertigt erscheinen läßt.

Redaktion und Expedition des **Daheim** in Leipzig.

Diese Nummer

wird zahlreichen Leuten als Probenummer vorgelegt werden, welche bisher nicht auf das **Daheim** abonniert waren. Diejenigen von ihnen, welche sich durch den Inhalt angezogen fühlen sollten, das Blatt zu halten, was für den Preis von 2 Mark für die Ausgabe in Wochennummern, oder von 50 Pf. für das Heft der Ausgabe in dreiwöchentlichen Heften möglich ist, wollen ihre Bestellung an die Buchhandlung richten, durch welche ihnen diese Probenummer zugegangen ist.

Die **Daheim-Expedition** (Belhagen & Klasing) in Leipzig.